VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge # 0123



september 2019

versorgerin Nr. / 123 / september 2019 / österreichische Post AG / MZ 15Z040481 M, **VORTEILSTARIF**, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz

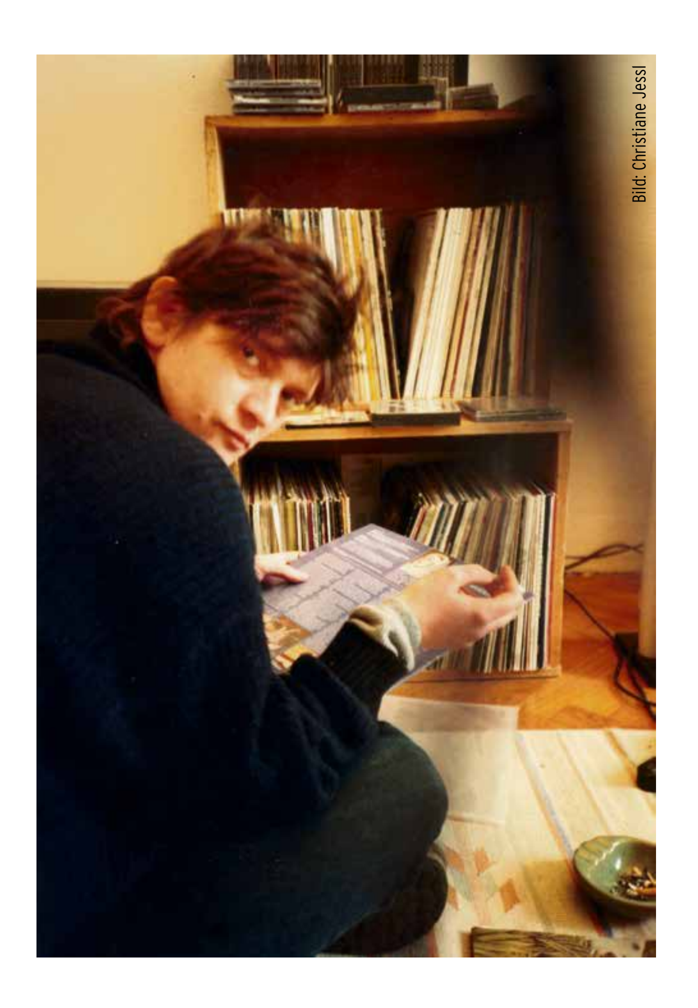


Bild: Christiane Jessl

editorial

Am 27. Juni 2019 ist der Chefredakteur der Versorgerin und unser Freund Kurt Holzinger gestorben.

Der Tod, diese »letztklassige Sache« (so Oliver Schürer bei der Verabschiedung) hat uns die ersten beiden Seiten dieser Ausgabe aufgeherrscht mit Zeilen, die wir weder lesen noch schreiben wollten. Viele Nachrufe auf Kurt beschäftigten sich mit seiner Zeit bei der Band Willi Warma – nun ist es an uns, Erinnerungen aus der Redaktion zusammenzutragen, die Kurts großes Herz, seinen kritischen Verstand, seinen scharfen (aber nicht verletzenden) Humor und die Hingabe verdeutlichen sollen, die auch hinter seiner Arbeit an der Versorgerin steckte. Er ist ein Redaktionsmitglied »im Streik«, wie es Erwin Riess als Reaktion formuliert hat. Und Kurts an einem launig-nachdenklichen, in jeden Fall aber beschwingten Abend geäußerten Wunsch, dass Erwin einst einen Nachruf auf ihn verfassen möge, sind wir nachgekommen. Es ist niemandem leichtgefallen.

Auf die Palme gebracht hätten Kurt sicherlich die Wünsche, die die ÖVP im Land ob der Enns der Industriellenvereinigung erfüllt – *Thomas Rammerstorfer* schreibt für uns darüber. *Magnus Klaue* widmet sich exemplarisch dem Handwerk der Hochstapelei und *Richard Schuberth* bringt seine dreiteilige Serie über die Genese moderner Männlichkeit zum Abschluss. *Anselm Meyer* hat die Memoiren Leon Poliakovs gelesen, *Tina Füchslbauer* rezensiert einen Band über die Verfolgung von Frauen als »Asoziale« im NS, *Frederik Fuß* ein Buch zur »Transhumanistischen Mythologie« und *Mathias Beschorner* eines zur Utopie des Roboterkommunismus. Die letzten beiden Besprechungen sind Teil eines kleinen Schwerpunkts zu den sozialen Folgen von Automatisierung, der durch *Svenna Trieblers* Bemerkungen zum Einsatz von (Schreib)Bots in Wissenschaft und Kunst ergänzt wird, sowie *Gottfried Gaisbauers* Erläuterungen zu den technischen Grundlagen. *Gerhard Fröhlich* haben wir zum Philosophen Michel Serres befragt, der am 1. Juni verstorben ist. Dessen Texte hatten – in der Philosophie ungewöhnlich – oft den Leib zum Gegenstand, sie treffen sich darin mit einer Studie zu Gabber und Breakcore, die *Kristina Pia Hofer* vorstellt. Mit Goa-Trash setzt dann *Christian Höller* fort, der sich HGich.T vorgenommen hat – die Entgleisungs-Spezialisten werden im Oktober in der STWST spielen. *Sarah Held* und *Sylvia Sadzinski* geben eine Vorschau auf eine Post-Porn-Filmreihe im November, ebenfalls im Haus. Und nochmals STWST: Der zweite Teil der Versorgerin beginnt mit einem gemeinsamen Text von *Franz Xaver* und *Tanja Brandmayr* über die Showcase-Extravaganza STWST48x5 STAY UNFINISHED. Sie wird Anfang September und zum 40. Jahr des Bestehens der STWST die expandierende Unabgeschlossenheit von Kunst und Produktion thematisieren. Den LeserInnen der Versorgerin wird nicht entgangen sein, dass der Verein servus dieses Mal nicht auf der angestammte Seite 2 zu finden ist – wir werden sehen, ob dies so bleiben wird. Über alternative Social-Media-Plattformen berichten für servus jedenfalls, last but not least, *Davide Bevilacqua* und *Onur Olgaç*.

Wir denken, dass sich Kurt auf und über die Texte gefreut hätte.

Luv
die Redaktion

Erinnerungen an Kurt

Ich erinnere mich daran, wie ich Anfang Juni 2011 in der Musikabteilung einer Elektrohandelskette bei den Klassik-CDs nach Sonderangeboten stöberte, als mir jemand, den ich nur vom Sehen und aus Erzählungen kannte, einen Flyer in die Hand drückte. Der Jemand war Kurt Holzinger und der Flyer für die Veranstaltung »Pogrommusik – Gustav Mahler und Adorno« mit Gerhard Scheit in der STWST. Zum Vortrag habe ich es nicht geschafft, Kurt hat mir auf meine Bitte hin aber das Buch von dort mitgebracht, auf dem er basierte. Die Buchübergabe wurde zum ersten längeren Gespräch mit Kurt und er mein bester Freund.

Ich erinnere mich an die zahlreichen Besuche von Flohmärkten und Bücherbörsen (Kurts »Jagdausflüge«), bei denen er mit beinahe untrüglichem und geschmackssicheren Blick die Bücher identifizierte, die eine Auseinandersetzung wert sind.
Dasselbe galt auch für Tonträger – Kurt hat seine musikalische Vergangenheit immer mit sich herumgetragen und nie völlig das Interesse an guter Popmusik verloren. In den letzten Jahren widmete er sich aber mit der ihm eigenen mitreißenden Leidenschaft dem Feld »klassischer« Musik. In kürzester Zeit fand er sich darin zurecht und gab sich nicht mir oberflächlichem Hören zufrieden, sondern wollte immer tiefer eintauchen, in der Fülle musikalischer Ausdrucksformen schwelgen. Egal, ob es sich um Madrigale Carlo Gesualdos, die Klaviermusik Liszts, Chopins und Debussys oder Orchestermusik Edgar Varèses handelt. Seine besondere Hingabe galt aber Haydn, Beethoven, Mozart, Schubert, Brahms, Schönberg, Berg und Webern. Zahllos die Stunden konzentrierten Anhörens neu entdeckter Musik oder Vergleichens verschiedener Interpretationen. Begleitet auch vom schuldbewussten Glück, auf besonders »schöne Stellen« zu achten. Auch wenn Adorno vor dieser Art verstümmelter Rezeption gewarnt hatte - warum sich diesen Momenten verschließen? Kurt war da pragmatisch und zitierte John Lennon: *»Whatever Gets You Thru the Night«.*

Ich erinnere mich an Kurts schelmisches Grinsen beim Kommentieren aktueller Dummheiten des Linzer Kultur- und Medienbetriebs. Egal, ob es um die Tabakfabrik ging, die sich wahlweise als »Triade« oder als »Aorta« von Linz bezeichnet oder das Medienkunstgebrabbel der ARS. Es gab immer den Plan, das hiesige Kulturgeklingel in Kolumnenform grausam gründlich abzuhandeln und dabei weder die KAPU, noch die KUPF, noch die STWST zu verschonen. Auch die medialen »Nahversorger« FRO & DORF TV blieben von sprach- und ideologiekritischen Einsprüchen nicht verschont (Kurt hatte die Bücher von Karl Kraus und Victor Klemperer nicht aus Dekorationsgründen in seiner opulenten Bibliothek). Das Alles nicht, weil wir besser wären, sondern weil irgendjemand die Suppe umrühren muss, bevor sie zu dick wird und Kritik gerade dahin gehen muss, wo es weh tut.

Ich erinnere mich an Kurts Erschöpfung, nachdem die neue Versorgerin fertiggestellt und der Druckerei übergeben war. Hektische Beratschlagungen zu Korrekturen in der Zeit zwischen Redaktionsschluss und Abgabe wichen großflächigeren und distanzierteren Reflexionen über mögliche Verbesserungen und neuen Ideen für die nächste Ausgabe.
Selbst in Zeiten, in denen Kurt seine Krankheit zu schaffen machte, war er ein beachtlicher Lektor: Sicher in Entscheidungen über Änderungen, Streichungen und Seitenbelegung – um die best mögliche Formulierung bemüht und zugleich die Wortwahl des Autors, der Autorin respektierend. Seine Ansprüche fremden Texten gegenüber waren hoch, aber nicht überzogen – ihm war bisweilen wichtiger, weniger erfahrenen Autor_innen eine Chance zu geben, als Einheitlichkeit in Form und Inhalt. Auch ging es immer darum, die Spannung zwischen Texten aufrechtzuerhalten, die sich widersprachen: Weder sollte die Versorgerin Austragungsort von Spezialdiskursen sein, noch eine postmoderne Collage unvermittelter Positionen. Kritisch war Kurt gerade sich selbst gegenüber – vielleicht hielt ihn Furcht, vor den eigenen Ansprüchen nicht zu bestehen, davor zurück, selbst mehr zu schreiben.

Ich erinnere mich, dass Kurt und ich uns das erste Treffen schon 2014 ausgemacht hatten, das im Winter 2018 endlich zustande kam. Wir haben uns an diesem langen Nachmittag so gut verstanden, als hätten wir nach dem ersten hypothetischen Treffen 2014 schon viele weitere hinter uns gebracht. Kurts Schilderungen der Kulturszene in den Siebzigern und Achtzigern lauschte ich gebannt. Ich kann seither nicht am ehemaligen Café Landgraf vorbeigehen, ohne an Kurt zu denken. Es wird dieser Ort sein, der mich jeden Tag an Kurt erinnern wird, und an den Weg, den Kurt vorgegeben hat: Das Schlechte verabscheuen, mit allem Witz, aller Härte, aller Präzision, und sich selbst erlauben, auf das Bessere zu hoffen.

Ich erinnere mich an die Parkbank am Lonstorferplatz im Franckviertel, auf der Kurt und ich im Jahr 2007 Platz genommen hatten, um uns mit ein paar ersten Worten kennenzulernen. Ich wurde von ihm als Autorin für ein STWST-Projekt angeheuert, als Writer in Residence, und schnell war ausgemacht, dass ich auch für die kommende Versorgerin einen Text schreiben werde. In Folge haben sich daraus ergeben: eine andauernde Zusammenarbeit und die tiefste Verbundenheit, die man sich vorstellen kann. Tausend Bilder, tausend gehörte Musiknummern, tausend gemeinsame Momente, die auftauchen. Ein erster Ausflug nach Tschechien, nach Trebon zu einem Teich namens Svet, übersetzt »Welt«. Eine nächtliche Heimfahrt, die wegen Baustellen und weitläufigsten Umleitungen eine Irrfahrt wurde, und auf der wir uns entschlossen haben, den im Scheinwerferlicht auftauchenden Rehen zu folgen, um heimzufinden. Später immer wieder Tiere, über die wir gesprochen haben. Liedfragmente, die bei zig Ausfahrten spontan getextet und intoniert wurden. Reisen nach Apulien, Indien, Japan, Osteuropa, Marrakesch, verschiedene Orte auf der Maginot-Linie, England, immer wieder Italien, manches Mal die Kvarner Bucht, eine Reise zum Saturn. Und ich kann mich nicht erinnern, dass Kurt je gesagt hätte, dass man sich keine weiteren Reisen imaginieren dürfe, ganz im Gegenteil: phantastische Anmaßungen und selbstermächtigende Chuzpe haben ihn immer amüsiert.
Ich erinnere mich an Aussagen Kurts über die Enge von früher und heute: Es ist bekannt, dass der junge Kurt und seine Bandkollegen von Willi Warma der Borniertheit der Zeit quasi diametral gegenüberstanden, was immer wieder in Texten rezipiert wird, zuletzt auch in der 68er-Ausstellung in den Linzer Stadtmuseen. Was dieses subkulturelle und zeitgeschichtlich relevante Erbe anbelangt erinnere ich mich aber auch daran, dass im Jahr 2017 eine andere Ausstellung, nämlich »Wir sind Oberösterreich« im Schlossmuseum lanciert wurde, in der Willi Warma ein Raum gewidmet wurde. Kurt wurde hier nie kontaktiert, geschweige denn wurde wegen der damit zusammenhängenden Rechte angefragt. Kurt, der zum Zeitpunkt der Ausstellung bereits schwer erkrankt war und nicht die Energie hatte, hier tätig zu werden, fand unbestechliche Worte zur allgemeinen politischen Tendenz und zu seiner Vereinnahmung als Oberösterreicher: »Wir wollten nie Oberösterreich sein, ganz im Gegenteil, wir wollten alles andere sein. Dieser identitäre Scheißdreck ist unerträglich.«

Und apropos identitärer Scheißdreck und dagegen angehen, ich erinnere mich auch daran: Haltung zu haben führte ein paar Jahre früher, im Jahr 2013, dazu, dass eine von Kurt initiierte, und mit Beteiligung der STWST durchgeführte Plakatausstellung der Romni Marika Schmiedt auf einem öffentlichen Baustellenzaun zuerst von einer ungarischen Touristik-Führerin angezeigt wurde, man höre und staune: wegen Wiederbetätigung, dann von der Polizei entfernt wurde, von der lokalen Presse unhinterfragt kommentiert blieb, und dann wegen der Roma und Sinti-Thematik Angriffe vom ungarischen Fernsehen erfolgten, bis dahin, dass die damalige Vorsitzende der STWST, Olivia Schütz, auf heftigste Weise persönlich bedroht wurde. Nach Interventionen der STWST in Richtung überregionaler Presse wurde letzten Endes die Ausstellung im Magistrat Linz wiederaufgebaut – und unter Beteiligung von VertreterInnen des offiziellen Linz und Europas wiedereröffnet. Ich kann mich noch an die ungehaltene Empörung Kurts erinnern, als diese Geschichte sich gerade anbahnte.

Ich denke an Gespräche mit Freunden und Freundinnen Kurts: Diese Zeilen deswegen auch in deren Namen. Es gäbe vieles hinzuzufügen, auch aus kulturell radikaleren wie zärtlicheren Zeiten – Stichwort »Chique und Zärtlichkeit«, »Luxus für alle« oder auch die Aktion »Schwimmen gegen rechts« anlässlich Schwarz/Blau I – einer meiner Lieblingsstorys, bei der Kurt mit einer Handvoll Leuten im Parkbad unter anderem »Nazis weg vom Beckenrand!« durch Megaphon rief und sich in Folge Badegäste beim Bademeister beschwerten, dass sie keine Nazis seien, nur weil sie kurz am Beckenrand verweilten. Wer etwa eine Würdigung von Willi Warma bis zur Versorgerin hören möchte: Es wurde am Tag der Trauerfeier ein Beitrag auf Radio FRO gesendet. Etwa mit der unglaublichen Nummer »Swim« aus Kurts Feder, die Rainer Krispel für die Sendung ausgewählt hatte.

Zuletzt erinnere mich hier an dieser Stelle, dass bei Kurts Trauerfeier viele, viele Menschen anwesend waren, die seiner Ungehaltenheit, seiner Warmherzigkeit, seiner Intelligenz, seinem Widerstand, seinem Trotz, seiner Kreativität Tribut gezollt haben. Wie viele es genau waren, weiß ich nicht. Später an diesem Trauertag wurde es ein Fest, soweit das unter diesen Umständen möglich ist. Dann hat es sich eine Woche später zugetragen, dass bei Kurts Urnenbestattung, bei der nur mehr eine Hand voll Menschen anwesend waren, die Friedhofsbedienstete mit der Urne in Händen dem Trauerzug zum Grab vorangegangen war. Die professionelle Pietät in Persona hat allerdings den falschen Friedhofsweg eingeschlagen, offensichtlich zu einem in einem falschen Grab ausgehobenen Loch. Stehen bleiben, Verwirrung, Ziffernsturz am Friedhof. In der Verwaltung wurden Grabnummern vertauscht. Kurzes Warten, eine rauchen, im Hintergrund Graben an der vorhergesehenen Grabnummer. In der Zwischenzeit Herumreichen der Urne, Schweigen, ein Freund raunt mir zu: »Das hätte ihm gefallen«. Ich füge hier an: Für einen, der die Abschaffung des Todes forderte, der am Tod nichts Natürliches sehen konnte, der das Unmenschliche, das Nicht-Leben, das Anti-Leben nicht akzeptieren wollte, der den ruhenden Geist nicht kannte, gibt es wohl kein richtiges Loch im falschen Zustand. So, yes, der Tod ist ein Irrtum. Dem ist nichts hinzuzufügen.



Bild: Tanja Brandmayr

Kurt Holzinger oder der Kampf gegen ein entfremdetes Leben

Ein Nachruf von *Erwin Riess.*

Der Julius schon lange fort, der Peter
auch schon drei Jahre und jetzt der Kurt. Drummer
werdens im Proberaum zum Jenseits
schon finden. Rock in Peace.
(»Der Nagerkönig«, 6. Juli 2019)[1]

Der Philosoph Rudolf Burger zitiert einmal aus einem Gespräch des alten Goethe mit einem Historiker: »Und wenn sie nun auch alle Quellen zu klären und zu durchforschen vermögen: was würden sie finden? Nichts anderes als eine große Wahrheit, die längst entdeckt ist und deren Bestätigung man nicht weit zu suchen braucht; die Wahrheit nämlich, daß es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen ist. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt; sie haben sich untereinander gequält und gemartert; sie haben sich und den anderen das bißchen Leben sauer gemacht und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseins, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten noch zu genießen vermocht. Nur wenigen ist es bequem und erfreulich geworden.«

Meinen ersten Groll-Text für die »Versorgerin« schrieb ich Anfang 2005. Es war ein Stück über die braunen Flecken der SPÖ. Damals war gerade ein Buch erschienen, in dem nachgewiesen wurde, daß 70% der steirischen und 58% der oberösterreichischen BSA-Mitglieder (Bund sozialdemokratischer AkademikerInnen) früher NSDAP und/oder Mitglieder von SS und SA waren. Besonders hoch war der Anteil der Ex-Nazis bei Juristen, Ärzten, Technikern und Journalisten. Bei den Ärzten waren die Fächer Psychiatrie, Psychologie und Neurologie fast vollständig braun (Rett, Sluga, Strotzka, Harrer, Birkmayer).

Die Anregung zu diesem Text kam von einem mir unbekannten Redakteur der »Versorgerin« namens Kurt Holzinger. Ich hatte keine Ahnung von der Vorgeschichte Kurts in der autonomen Linzer Musikszene, mir waren die Begriffe und Namen »Stahlstadtkinder« und »Willi Warma« unbekannt. Das sollte noch eine ganze Weile so bleiben, denn Kurt trug seine Vergangenheit als Linzer Punkstar nicht vor sich her. Konrad Kramar schrieb in der »Presse« in seinem Nachruf auf Kurt, er sei eine Mischung aus Iggy Pop und Mick Jagger gewesen, und er hat, wenn man die Musik von damals hört und die Bilder von der Band »Willi Warma« sieht, nicht Unrecht. Ich aber wußte von all dem nichts und erlebte Kurt als einen umsichtigen, neugierigen, höflichen und loyalen Redakteur, der immer wieder Themenvorschläge machte. Die meisten übernahm ich, bei einigen gingen den Texten gute Diskussionen voraus. Redakteure dieses Zuschnitts sind für einen Schreibenden ein Glücksfall. Immer wenn ich in Linz zu tun hatte, sahen wir uns. Manchmal in einer Gruppe, aber am besten und produktivsten waren die Gespräche unter vier Augen, meist in einem Lokal mit alten Gewölben in Bahnhofsnähe, der »Lokomotive«. Lange hielten wir uns mit Beziehungskatastrophen und gesundheitlichen Fragen nicht auf, rasch gingen wir zur Erörterung der politischen Situation in Linz und der Republik über und meist entstand auf diesem Weg die Idee zu einem neuen Beitrag. Über die grundlegenden Fakten herrschte zwischen uns von Anfang an ein stabiles Einverständnis, einzelne heftige Debatten bestätigten dieses nur. Die Fakten stammten aus der Geografie, der Ökonomie, der Geschichte, handelten vom kollektiven Bewusstsein und den Ideologien. Kurt wußte, daß es nicht darum ging, ideologisch unterlegte Positionen zu vermeiden, das Ziel muß sein, der Lage adäquate Ideologien für Politik und Kunst fruchtbar und dadurch humane und vernünftige Entwicklungen wahrscheinlicher zu machen. Jegliche menschliche Äußerung findet innerhalb eines ideologischen Settings statt. Auch die Forderung nach dem Ende von Ideologien oder deren Ausschluß aus dem gesellschaftlichen Erkenntnis- und Handlungsprozeß ist Ideologie, und zwar eine besonders rückschrittliche, denn sie taugt nur zur Herrschaftssicherung der Elite und zur Vertiefung der gesellschaftlichen Ausbeutungs- und Unterordnungsprozesse. Das Gewäsch von einer ideologiefreien Welt ist eine Nebelgranate. Ideologien steuern hinter dem Rücken der Menschen soziale Bewertungen, es kann nur darum gehen, sich der Qualität der jeweiligen Ideologien bewusst zu werden, an ihnen und mit ihnen zu arbeiten. Wenn die Leute glauben, daß es ihnen gut geht, wenn es der »Wirtschaft« gut geht, also die Unternehmen, ihre Besitzer und Aktienteilhaber viel Profit aus der menschlichen Arbeit schlagen, ist das Ideologie, eine adäquate für die Unternehmenseigner und eine inadäquate für die Lohnabhängigen. Wenn die Menschen davon überzeugt sind, daß »Leistung« in einem Land, in dem Vermögen und Einfluß hauptsächlich vererbt werden, sich wieder lohnen muß, und wenn sie davon ausgehen, daß Flüchtlinge und nicht neoliberale Pflegekonzerne und ihre politischen Agenten in den Parlamenten und politischen Apparaten den Sozialstaat zerstören, reagieren sie mit Ideologemen des Neokonservatismus, Rassismus und Rechtsextremismus und geben damit zu verstehen, daß sie ihre gesellschaftliche Orientierungsfähigkeit eingebüßt haben und Wachs in den Händen der Herrschenden sind. Max Horkheimer wies immer wieder darauf hin, daß die Niederlage des faschistischen Staats mitnichten eine Niederlage der faschistischen Strukturen in Denken und Handeln mit sich brachte. »Wer aber vom *Kapitalismus nicht reden* will, sollte auch vom *Faschismus schweigen*«, sagte er am Vorabend des Zweiten Weltkriegs. Auch der späte Adorno bezog sich (kurz vor seinem Tod) in einem Vortrag im Juni 1967 vor dem Verband Sozialistischer Studenten in Wien auf Faschisierungsprozesse, die das Vorankommen kapitalistischer Strukturen nicht behindern, sondern naturwüchsig begleiten. Er war damit begrifflich näher an der Wirklichkeit als die Derivate aus postmodernen und dekonstruktivistischen Schulen, die die Machtkerne kapitalistischer Systeme in Ökonomie und staatlichen Apparaten aus den Augen verloren. Kurt hatte Adorno und Horkheimer und die »Dialektik der Aufklärung« und andere Schriften der »Frankfurter Schule« studiert und wußte daher, daß Ideologien das Feld sind, auf dem die Menschen wenn es gut läuft, sich der gesellschaftlichen Widersprüche bewusst werden oder, wenn sich wie gegenwärtig eine retrograde völkisch-nationale Gesellschaftserzählung ausbreitet, die gesellschaftlichen Widersprüche nicht oder grob falsch antizipieren.

Vor jeder Groll-Geschichte einigten wir uns auf Stoff, Länge und Abgabetermin, dann war es an mir, den Text zu verfertigen. Die zugrundeliegenden Fakten stellten wir außer Zweifel:

Österreich liegt nicht in der Sahelzone, sondern in Mitteleuropa und hat daher vieles mit anderen mitteleuropäischen Staaten und Gesellschaften gemein. Österreich ist wie seine Nachbarn ein kapitalistischer Staat, dessen Berechenbarkeit von der OECD, der EU und der UNO kontrolliert wird. Indes neigen das österreichische politische System und große Gruppen der Bevölkerung dazu, immer wieder aus der kapitalistischen Normalität auszubrechen, dies aber nicht aus emanzipatorischen Motiven, sondern unter der Verfolgung von Strategien der Unterwerfung und der Abkehr von zivilisatorischen Standards wie Rechtsstaatlichkeit, Minderheitenschutz und der Beachtung von sozialen wie wirtschaftlichen Menschenrechten. In der FPÖ hat sich aus einer traditionellen Honoratiorenpartei mit NS-Wurzeln eine autoritäre bis rechtsextreme Volkspartei zu einem kohärenten Block verdichtet und ist mit diesem Projekt bei Wahlen so erfolgreich, daß sie nur für kurze Zeit von den Schaltstellen der Macht ferngehalten werden kann.

Zu den Fakten zählte des Weiteren:

Österreich wurde vom Dritten Reich überrollt; gleichzeitig begrüßten viele den Einmarsch, wenn sie nicht längst für ihn gearbeitet hatten. Dollfuß war ein austrofaschistischer Diktator, der verwundete Gefangene hinrichten ließ und mordlustig am Telefon hing, bis Koloman Wallisch am Strang zu Tode gebracht wurde. Gleichzeitig war er als ermordeter österreichischer Bundeskanzler auch ein Opfer der Nazis (denen er aber mit seiner Politik den Boden bereitete). Österreicher waren Opfer und Täter im Nationalsozialismus. Mauthausen war das größte Konzentrations- und Vernichtungslager außerhalb des besetzten Polens, es ist nur wenige Kilometer von Linz entfernt. Die Voest wurde von KZ-Arbeitern aus Mauthausen errichtet. Mit dem Linz-Donawitz-Stahlverfahren, das für drei Dekaden eine weltweit nachgefragte Technologie darstellte, verfügte die junge Republik über einen schwerindustriellen Komplex, der sozialstaatliche Errungenschaften finanzierte, welche für viele Hunderttausende Menschen der unteren Arbeiterklasse ein halbwegs erträgliches Leben ermöglichten. Das Verfahren wurde von jungen Ingenieuren entwickelt, die vorher für die faschistische Kriegs- und Rüstungsindustrie gearbeitet hatten. Linz ist ohne Faschismus nicht denkbar, und in den meisten Städten und Regionen des Landes ist es ähnlich. »Stahlstadtkinder« hieß der bekannteste Song von Kurts Band »Willi Warma«. Was er damals in die Chiffren des Punk kleidete, nahm er später in der »Versorgerin« als Programm auf, die Darstellung der ihn umgebenden Welt in einer Zeitschrift, die sich in beharrlicher Arbeit zu einem angesehenen linken kulturpolitischen Magazin entwickelte, welches, und das war in Österreich neu, keiner Partei und keiner Vorfeldorganisation verpflichtet ist. Aus dem Punker wurde ein organischer Intellektueller, und das war keine zufällige, sondern eine folgerichtige Weiterentwicklung eines Unkorrumpierten. Wenigen ist es durch Glück und Beharrlichkeit vergönnt, ein nicht entfremdetes Leben zu führen und zum Orientierungspunkt für andere zu werden. Unter diesen wenigen organischen Intellektuellen im Sinne Antonio Gramscis war Kurt einer der Besten. Ihn zum Freund zu haben, war eine Bereicherung. Ihn zum Redakteur zu haben, war eine Auszeichnung. Sein Leben war, mit Goethe zu sprechen, von großer Art.



Bild: Tanja Brandmayr

---

[1] https://www.derstandard.at/story/2000105743246/willi-warma-saenger-kurt-holzinger-59-jaehrig-gestorben

---

Erwin Riess schreibt Romane, Erzählungen und Stücke. Im September erscheint sein neuer Roman »Herr Groll und die Donaupiraten« im Otto Müller Verlag. Ein Vorabdruck findet sich auf S. 4 dieser Ausgabe.

Herr Groll und die Donaupiraten

Vorabdruck aus dem neuen Roman von *Erwin Riess.*

An den Ständigen Ausschuß zur Klärung sämtlicher Welträtsel, welcher beim Binder-Heurigen in Wien-Floridsdorf in Permanenz tagt

Hohe Versammlung!
Am 13. Dezember 2006 verabschiedete die UN-Generalversammlung in New York das „Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen". Die Konvention wurde seither von 177 Staaten angenommen und zählt neben der Allgemeinen Charta der Vereinten Nationen vom 26. Juni 1945 zu den grundlegenden völkerrechtlichen Dokumenten. Beide sind Säulen der Weltzivilisation.
Mit Stichtag 1.1. 2019 beträgt die Weltbevölkerung exakt 7.674.575.312 Menschen, einige sterben gerade, andere befinden sich auf dem Weg aus dem Mutterleib. Jährlich wird die Erde um die Bevölkerung Deutschlands oder der Türkei oder des Iran oder der Demokratischen Republik Kongo um mehr als 80 Millionen Menschen bunter und vielfältiger. Somit steigt auch die weltweite Zahl behinderter Menschen. Weltbank und Weltgesundheitsorganisation beziffern ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung mit fünfzehn Prozent. Es gibt demzufolge weltweit 1.151.862.968 behinderte Menschen, keinen mehr und keinen weniger, ich habe sie alle eigenhändig gezählt. Angesichts der ausgewiesenen Zahlen verbietet es sich, von einer Minderheitenfrage zu sprechen. Im übrigen verbitte ich mir Zweifel an der Zählung. *Disabled persons* sind Menschen und keine Nummern.
Die UN-Konvention schreibt vor, daß unabhängige Monitoringausschüsse – sie werden von Betroffenen geleitet – der UN-Generalversammlung in regelmäßigen Abständen Berichte über die Lage in den einzelnen Ländern vorzulegen haben. Daraufhin werden Mängellisten festgelegt, die von den Staaten abzuarbeiten sind.
Im Folgenden erstatte ich Bericht über eine Ermittlung, die ich im August 2019 an der ost- und zentraleuropäischen Donau, von Rumänien bis Österreich, durchführte. Die Ermittlung erfolgte auf dringliche Anregung eines New Yorker Freundes, die Kosten wurden zur Gänze von ihm übernommen. Kein Dollar und kein Euro an öffentlichem Geld stecken in der Arbeit.
Der Bericht erfolgt außerhalb der üblichen Länderberichterstattung, er hält sich aber strikt an den Geist und die Systematik der UN-Konvention. Er ist sozusagen mein persönlicher UN-Bericht. Bitte beachten Sie, daß es sich um ein Geheimpapier handelt, das wie alle Dossiers dieser Art seine Wirkung erst dann voll entfaltet, wenn der Inhalt geleakt und auf dem digitalen Unkrautacker aufgebracht wird.
Was hiermit und heute Abend vor dem Hohen Ausschuß erfolgt. Ihm kommt das Vorrecht zu, die Ergebnisse meiner Ermittlungen noch vor der UNO zu hören.



Honorable Supreme Court!
Die Jahre des Niedergangs der Europäischen Union werden begleitet von einer Demontage sozialer Absicherung für das untere Drittel der Bevölkerung. Jahrelang wurden Sozialleistungen von den Regierenden und ihren Medien verleumdet und sturmreif geschossen. Gesellschaftliche Errungenschaften, die auch für ärmere Bevölkerungsschichten ein halbwegs erträgliches Auskommen garantierten, wurden und werden liquidiert. Gesetzlich verbriefte Rechte wandeln sich zu Almosen und aus einer industriestaatlichen Sozialpolitik schlüpft ein ständestaatliches Armen- und Fürsorgewesen, das den Menschen in Form von Drohungen, Schikanen und Demütigungen gegenübertritt. An den Lebenschancen der Habenichtse wird herumgezupft und gezerrt wie am Balg eines erlegten Tieres.

Widerstand gibt es nur in einigen wenigen politischen Reservaten. Er nötigt den neuen Herren nicht einmal ein müdes Lächeln ab.
Seit geraumer Zeit wird dem ökonomischen Kalkül ein völkisches Ziel zur Seite gestellt. Kulturfremde Zuwanderer ins Sozialsystem hätten sich gegen die heimischen Leistungsträger verschworen, heißt es, sie bedrohten die Homogenität des Volkskörpers.
Wie immer in finsteren Zeiten sind es Angehörige sozialer Randgruppen, denen der *wind of change* zuerst ins Gesicht fährt. Adornos Satz von der Schwäche als ein zur Gewalttat herausforderndes Mal erlangt europaweite Gültigkeit.

Hoher Ausschuß!
Der große europäische Umbau kennt zwei Sieger: die Groß- und Finanzindustrie und ein rechtsradikales Parteienbiotop, das große Gruppen der subalternen Klassen und kleinbürgerlichen Schichten aufsaugt und radikalisiert. Die einen scheffeln Rekordgewinne, die anderen verbuchen schwindelerregende Zuwächse bei Wahlen. Von einem Tag auf den andern werden vermeintlich gefestigte Demokratien von zwielichtigen Figuren regiert, alerte Blender, rachsüchtige Studienabbrecher, Schlägertypen mit Sprechdurchfall und ausgebuffte Halunken, bei deren Erscheinen fühlende und denkende Menschen die Straßenseite wechseln. In manchen Ländern sind es skrupellose Konservative und Liberale, die den Antipoden der Zivilisation den Zugang zu höchsten staatlichen Weihen und Ministerbänken eröffnen. Jene Staaten, in denen die Machtübernahme der neuen Herren sich noch nicht zur Gänze vollzogen hat, kommen auf einer schiefen Ebene dem politischen Fallbeil Tag für Tag näher. Kulturelle und sprachliche Codes, die vor noch nicht langer Zeit Erkennungsmerkmale brauner Rüpel waren, bestimmen die politische Auseinandersetzung. Die Hetze gegen Minderheiten, der Hass auf Andersartige und geschürte Ängste bilden einen Rauchvorhang, hinter dem zivilisatorische Standards, demokratische Verfahren und soziale Sicherheiten niedergerissen werden.
Einst mächtige Sozialstaatsparteien verschwinden im Orkus der Geschichte. Das gesellschaftliche Leben ist vergiftet, ein geistiges findet nicht mehr statt. Stattdessen werden an jeder Straßenecke Wettbüros eröffnet.
Nicht wenige Europäer reiben sich verwundert die Augen. Teile der alten bürgerlichen Eliten und ein paar versprengte Restlinke reagieren angesichts des Tempos und der Wucht, mit dem die Staaten ausgehöhlt und umgebaut werden, mit ungläubigem Staunen. Nicht wenige alte Menschen wähnen sich in einem Alptraum, und jene, deren Vorfahren in den Gaskammern ermordet wurden, kontrollieren ihre fertig gepackten Koffer immer öfter.

In den Pyrenäen und in Nordgriechenland richten sich Tausende junge Menschen in Selbstversorgerhöfen als gesellschaftliche Eremiten ein, während in den Ballungszentren Millionen in Konsumwahn und weltanschaulichem Obskurantismus versinken. Die Nahrungsaufnahme wird zu einem säkularen Gottesdienst, Almkühe und Komposthaufen erfreuen sich größter gesellschaftlicher Fürsorge. In den großen Städten werden Bierzelte für Zehntausende Träger von Trachtenuniformen errichtet, und es wird geschunkelt und gedudelt, daß die Schwarten krachen. Der Zweck der profanen Feldmessen tritt unverhüllt zu Tage: Die Volksgemeinschaft betet um den Anbruch einer neuen großen Zeit. Inbrünstig strebt sie danach, auch ihrer Generation einen Eintrag ins Hauptbuch der Barbarei zu erkämpfen.
In den östlichen Staaten schrumpfte die arbeitsfähige Bevölkerung seit 1989 um vierzig Prozent. Millionen junge Menschen verlassen ihre Heimat und reihen sich in das rechtlose Dienstleistungs- und Akademikerproletariat der westeuropäischen Metropolen ein. Mit dem Mute der Verzweiflung klammern sie sich an den Traum vom sozialen Aufstieg. Zur selben Zeit geht es Abertausenden von sozial Deklassierten, die Kraft und Geld für die Emigration nicht aufbringen, in den Heimatländern an den Kragen. Verarmte Pensionistinnen verrotteten in ihren Keuschen, Bettler und behinderte Menschen werden aus den Städten vertrieben. Alkoholiker ertränken sich und ihre Sucht in Tümpeln und Rinnsalen, seelisch angegriffene und gemütskranke Menschen tun es ihnen gleich.

Hoher Ausschuß!
Das ist Europa heute: Ein digitalisierter Wirtschaftsraum zieht sich gesellschaftlich ins Mittelalter zurück. Der moderne Opferstock wird mit Milliarden von Daten gefüllt, aber anstelle des grenzenlosen Paradieses für alle winkt die totale Kontrolle eines jeden. Die Gefängnisse sind überfüllt. Die Hersteller von Stacheldraht, Sicherheitszäunen und Alarmanlagen melden Rekordgewinne. Als Kunstmäzene auftretende Glücksspielkonzerne schlagen aus der Ausbeutung des menschlichen Strandguts Extraprofite und veranlagen diese in Steuerparadiesen. Die Bauwerke der Antike und der Renaissance verblassen hinter Grenzbefestigungen und Abwehranlagen. Das Bienensterben wird durch den militärischen Drohnenflug kompensiert. Europa durchlebt fiebrige Jahre, wie sie Kriegen im Äußeren und im Inneren vorausgehen.

Das nachstehende Dossier wurde unter Einbeziehung mannigfaltiger Quellen erstellt. Sie wurden von mir nach bestem Wissen und Gewissen überprüft. Die meisten der unglaublichen Vorfälle und Verbrechen, von denen in der Folge die Rede sein wird, habe ich aus nächster Nähe miterlebt.
Der Bericht ist im Internet nicht zu finden, auch das Darknet bleibt in diesem Fall dunkel. Schriftliche Exemplare ergehen an Universitäten in Tel Aviv und Bogotá und an das Büro der UNO-Konvention. Sie dürfen nur von ausgewählten Personen eingesehen werden. Es könnte sein, daß sich auch in der Bibliothek der Fachhochschule St. Gallen ein unter Verschluß gehaltenes Exemplar befindet.

Groll

aus: »Herr Groll und die Donaupiraten«, Otto Müller Verlag
302 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, EUR 23,00

LIBIB und Stadtwerkstatt präsentieren:

Lesung: Erwin Riess aus »Herr Groll und die Donaupiraten«

Donnerstag, 3. Oktober 2019, 19 Uhr
Volksheim KPÖ Melicharstraße 8, 4020 Linz

Erwin Riess liest aus seinem neuen Roman »Herr Groll und die Donaupiraten« – ein Roman, der politische und gesellschaftliche Entwicklungen verdichtet und erschreckende Dinge über das gegenwärtige Europa erzählt.

Vortragsreihe im Herbst in der STWST

OBERÖSTERREICH – VOM »HEIMATGAU DES FÜHRERS« ZUR MODELLREGION DER EXTREMEN RECHTEN?

Rechte und Rechtsextremismus in Oberösterreich: Immer wieder beschäftigt das Thema die Menschen und die Medien. Seien es die Triumphe der FPÖ bei den letzten Wahlen in OÖ, undurchsichtige Verflechtungen, illegale Neonazi-Organisationen wie »Objekt 21«, oder die regelmäßige Spitzenpositionen Oberösterreichs in einschlägigen Kriminalstatistiken: Nirgendwo scheint das »Dritte Lager« so umtriebig wie hierzulande.

Es drängen sich Fragen auf: Besteht ein Zusammenhang zwischen der historischen Stärke der Nazi-Bewegung in den 1930ern, der Industrialisierung Oberösterreichs in den 1940ern und den aktuellen Erfolgen Rechtsextremer? Gibt es eine Kontinuität bei den Eliten? Wie kommt es zur starken Zustimmung zu rechten Ideen in der ArbeiterInnenschaft? Wer sind die Organisationen, die Menschen und Seilschaften, die dahinterstecken? Dient Oberösterreich gar als europaweite Modellregion der extremen Rechten? Und was bedeutet der aktuell tiefe Fall der FPÖ in Oberösterreich?

An drei Abenden wollen wir Antworten finden. Zuerst beleuchtet Martina Gugglberger die Sonderrolle »Oberdonaus« in der NS-Zeit, dann Thomas Rammerstorfer die Entwicklung des »Dritten Lagers« nach der Zäsur von 1945. Am letzten Abend werden die beiden mit verschiedenen Gästen ihre Thesen diskutieren.

16. Oktober 2019, 20 Uhr: Oberösterreich im Nationalsozialismus:
Vortrag Martina Gugglberger, Neuere Geschichte und Zeitgeschichte, Frauen- und Geschlechterforschung, JKU

13. November 2019, 20 Uhr: Rechtsextremismus in Oberösterreich nach 1945:
Vortrag Thomas Rammerstorfer, Extremismusforscher und freier Journalist

11. Dezember 2019, 20 Uhr: Oberösterreich schwarz-blau… und braun?:
Diskussion mit Kathrin Quatember, Historikerin und Bloggerin / Robert Eiter, Mitbegründer der Welser Antifa / Thomas Rammerstorfer, Extremismusforscher / Martina Gugglberger, Neuere Geschichte und Zeitgeschichte, JKU / Nina Horaczek, Journalistin, Stadtzeitung Falter.

Konzept und Moderation des Abends: Thomas Rammerstorfer / freier Journalist und Autor und Marina Wetzlmaier / freie Journalistin

Wer Oberösterreich regiert – und warum

Anlässlich der Veranstaltungsreihe »OBERÖSTERREICH – vom »Heimatgau des Führers« zur Modellregion der extremen Rechten« im Herbst in der STWST schreibt *Thomas Rammerstorfer* über den oö Wirtschafts-Standortismus von heute und während der NS-Zeit.

Die schwarz-blaue Bundesregierung ist gut ein Jahr im Amt – welche Note geben Sie ihr für diese Zeit?

Greiner: Diese Regierung verdient vor allem im Vergleich mit der vorhergehenden ein »Sehr gut«.
(...)
Die schwarz-blaue Landesregierung in OÖ ist mittlerweile seit gut drei Jahren im Amt. Welche Note geben Sie dieser?

Greiner: Ebenfalls ein »Sehr gut« (...)

Selten hörte man Vertreter der Wirtschaft so hochzufrieden mit einer Regierung – bzw. mit derer zwei, in Land und Bund – wie hier den Präsidenten der oberösterreichischen Industriellenvereinigung (IV), Axel Greiner im Dezember 2018.[1] Freilich, die Herrlichkeit im Bund ist erstmal vorbei, doch in Oberösterreich läuft es für die IV weiterhin wie geschmiert. Die Zufriedenheit mit der Landesregierung ist aber auch ein gutes Stück Selbstzufriedenheit, man hat diese Regierung ja quasi gezeugt, geboren und schließlich nach den ein oder anderen Startschwierigkeiten zu 100% nach seinen Vorstellungen erzogen.

Wenn er's nur aushält, der Standort!

Das lief am Anfang noch nicht ganz rund. Im Jänner 2016 sprachen die Industriellen gleich mal in größerer Schar bei Landeshauptmann Pühringer vor. Diesem stand man eher misstrauisch gegenüber, hatte er doch eben noch mit den Grünen koaliert und galt nicht eben als großer Fan der FPÖ. Die IV richtete der neuen Regierung ihre Wünsche und ihre Kritik aus. Die »Bezirksrundschau«:

»Unter anderem sind der IV die hohen Landes-Agrarförderungen ein Dorn im Auge – 140 Millionen Euro könnten alleine hier eingespart werden, heißt es. Ebenso kritisch sieht man die steigenden Sozial- und Gesundheitsausgaben: Eine Koppelung an das BIP sei anzustreben, fordert die Industrie.«

»(...) die Unternehmervertreter wagen sich auch auf heikles Terrain vor: So hinterfragen Greiner und Haindl-Grutsch (der Geschäftsführer der oberösterreichischen IV, Anm.) etwa, warum für Behindertenhilfe in OÖ doppelt so viel wie in Salzburg ausgegeben werde.«

Hier könnte man einräumen, dass dies möglicherweise deswegen so ist, weil Oberösterreich mehr als doppelt so viele EinwohnerInnen und dementsprechend mehr Menschen mit Beeinträchtigungen als das Land Salzburg hat. Aber wen interessieren schon Fakten, es geht um den Standort:

»Wir fordern eine Standort-Agenda und ein Standort-Ressort«, sagt IV-Präsident Axel Greiner. (...) Wenn wir nichts zu (sic), hält das der Standort nicht aus, sagt Greiner.«

Pühringer gibt sich konsterniert. Viel hatte er getan, um der IV zu gefallen, aber eben nicht alles: »Politik machen ist mehr als die Welt nur aus einem einzigen Blickwinkel – der Großindustriebetriebe – zu betrachten.«[2] sagt er. Puh. Das ist ja schon fast Kommunismus!

Doch die Rettung naht. Solche Mätzchen würde es unter Pühringers Nachfolger als Landeshauptmann, Thomas Stelzer, nicht geben. Stelzer hatte eine Bilderbuch-ÖVP-Karriere hingelegt: Jesuitengymnasium, MKV, CV (Coleurname »Wotan«), JKU, RAIKA, JVP, ÖVP, Landesdienst, St. Georgs-Orden... perfekte Voraussetzungen, um unter der Industriellenvereinigung Landeshauptmann zu sein. Und Pühringers Sessel war noch warm, als der IV ein sehnlicher Wunsch, nämlich das Standortressort, erfüllt wurde. Michael Strugl durfte sich dort künftig um die Verquickung von Wirtschaft, Wissenschaft und Forschung verdient machen, zumindest bis er in die Verbund AG hinfort gelobt wurde und Thomas Achleitner übernahm.

Der IV ist es auch daran gelegen, ihre Macht öffentlich zu manifestieren. So kam es am 26. Juni 2017 im »Braunen Saal« des Landhauses zu einer denkwürdigen Pressekonferenz. Schon den Briefkopf der Presseunterlagen zierten neben den Logos der Ressorts von Stelzer und Strugl auch jenes der IV. Ein privater Verein wird so ohne irgendeine rechtliche Grundlage zum ebenbürtigen Regierungspartner emporgehoben. Ebenbürtig aber nur scheinbar, denn der weitere Verlauf der Pressekonferenz (und dann der Regierungsperiode) zeigt klar, wer hier das Hunderl und wer der Herr ist. Denn während Stelzer und Strugl ein paar Allgemeinplätze zur »Zukunftsagenda für den Standort Oberösterreich« wiedergeben durften, wurde der inhaltliche Teil von IV-Präsident Greiner, IV-Vize Mitterbauer und IV-Geschäftsführer Haindl-Grutsch bestritten. Der Landeshauptmann beschränkte sich auf eine Rolle als Grüßaugust des Kapitals: Selten wurde die Kapitulation der Politik vor der Industrie so öffentlich zelebriert.

Nebenbei erwähnt, der ganze Standortismus hat nichts mit Patriotismus zu tun, auch wenn er so verkauft wird. Da ist man doch eher weniger um das Wohlergehen des heimischen Proletariats besorgt, sondern sieht Österreich eher als Sprungbrett gen Osten, wie IV-Geschäftsführer Haindl-Grutsch im Kurier-Interview einräumt: *»Österreich hat das große Glück, dass es in der unmittelbaren Nachbarschaft Niedriglohnländer gibt.«*[3]

Die Wurzeln der Allmacht

In den offiziellen Narrativen ist die positive ökonomische Entwicklung der Nachkriegszeit in erster Linie dem Fleiß und Willen der Bevölkerung und der Weisheit der Wirtschaftstreibenden geschuldet. Allenfalls wird die Hilfe durch den »Marshall-Plan« eingeräumt. Was gerne vergessen wird:

»Der ökonomische Strukturwandel, der unter dem Nationalsozialismus in Gang gesetzt wurde, brachte für Oberösterreich den Durchbruch der Industrialisierung«[4], konstatiert Historikerin Brigitte Kepplinger. Göring-Werke, Stickstoff-Werke, Aluminium Ranshofen wurden neu gegründet, andere Industrien (Steyr, Lenzing AG) ausgebaut, wieder andere vom »Altreich« nach Oberdonau verlegt (Rotax), sie alle und noch viel mehr (z. B. die heutige KTM) profitierten von Aufträgen der Wehrmacht. Hinzu kamen der Ausbau der Infrastruktur durch die Ennskraftwerke, die Elektrifizierung der Eisenbahn, Wohnungsbau, Straßenprojekte, Hitlers wahnwitzige Ausbaupläne für Linz...


Bild: Fonds de l'Amicale de Mauthausen

KZ-Häftlinge beim Bau des Wasserkraftwerks Ternberg,1944. Es diente zur zusätzlichen Stromversorgung der Linzer »Reichswerke Hermann Göring«.

Zur Realisierung dieser Unterfangen wurde »Oberdonau« zum größten Schlachthaus des Deutschen Reiches in den Vorkriegsgrenzen gemacht. 100.000[5] starben im Lagerkomplex Mauthausen, mehr als in jedem anderen KZ in den Grenzen des Reiches von 1939. Auch mit der größten Tötungsanstalt für »Behinderte« des gesamten Deutschen Reiches war Oberdonau »belohnt« worden, etwa 30.000 starben in Hartheim. Insgesamt wurden also in »Oberdonau« gut 45 Menschen täglich ermordet, sieben Jahre lang. 1944 betrug der Anteil an ausländischen Beschäftigten (meist ZwangsarbeiterInnen) in den Göring-Werken etwa zwei Drittel, in einigen Bereichen auch 90 % – Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge sind hier noch gar nicht mit eingerechnet.[6]

Nach dem Krieg und einer Phase der »Entnazifizierung« kehrten viele »Ehemalige« bald in verantwortungsvolle Positionen zurück. Ab 1949 organisierten sich diese im »Verband der Unabhängigen« (VdU). Dessen Startfinanzierung kam von *»oberösterreichischen Industriellen, von denen man 300.000 Schilling erhielt. Mit diesen wurde die Wochenzeitung »Die neue Front« gegründet und die Organisation der neuen Partei auf die Beine gestellt«*[7], wie Parteigründer Reimann berichtet. Nach Anfangserfolgen litt der VdU aber bald an Grabenkämpfen und zerfiel in sektiererische Zwergparteien. 1956 haute die IV auf den Putz: *»Weil noch einige Kleingruppen das »Dritte Lager« aufzuspalten drohten, sperrte die Industriellenvereinigung vorsorglich die Gelder an alle. Das wirkte Wunder«*[8] berichtete »Die Presse«. Denn wenns ums liebe Geld geht, werden die ideologischen Differenzen der Rechten plötzlich nichtig und klein. Die FPÖ ward geboren.

Vom Wunder zum Wandel

Immer war (und ist) Oberösterreich das mitgliedsstärkste Bundesland der FPÖ und, wahrscheinlich noch wichtiger, jenes mit den engsten Verbindungen zwischen »Drittem Lager« und Kapital. Letzteres sprudelte hier nur so: Die Industrialisierung wurde nun weniger mit »ausländischer« Arbeitskraft, aber umso mehr mit ausländischem Geld, Stichwort Marschallplan, vorangetrieben. Der angebliche Fleiß der OberösterreicherInnen spielte beim »Wirtschaftswunder« eine eher untergeordnete Rolle. Die nunmehr verstaatlichte Schwerindustrie stellte der Privatwirtschaft günstig Grundstoffe und vorgefertigte Produkte zur Verfügung. Was dieser schöne Profite einbrachte, die »Verstaatlichte« aber in die Krise und schließlich die Privatisierung trieb. Größter Einzelaktionär der heutigen voestalpine ist mittlerweile die RAIKA Oberösterreich, deren langjähriger Generaldirektor und Vorstandsvorsitzender Ludwig Scharinger (verstorben im Jänner 2019) auch als einer der Architekten von Schwarz-Blau in Oberösterreich gilt. Mit dem Ende der »Verstaatlichten« hatte die SPÖ deutlich an Einfluss verloren. Nun standen noch die Grünen im Weg, und jene unbelehrbaren Schwarzen wie Pühringer, die lieber mit ihnen anstatt mit der von der IV favorisierten FPÖ paktierten.

»In Oberösterreich waren es freiheitliche und FPÖ-affine ÖVP-Unternehmer, die eine schwarz-blaue Landesregierung mit durchsetzten«,[9] attestiert »Die Presse«. In Think Tanks wie dem »Liberalen Klub« wurde die inhaltliche und persönliche Annäherung vorbereitet, im Wahlkampf 2015 erfreute sich die FPÖ dann schon breiter finanzieller und medialer Zuwendung auch vom »schwarzen« Oberösterreich. Nach dem Wahlsieg erteilte die IV den Auftrag zur Regierungsbildung: *»Das Signal des Wählers kann und darf jetzt nicht einfach übergangen werden: Gewünscht ist ganz klar ein politischer Wandel«*[10], so der Geschäftsführer Haindl-Grutsch.

FPÖ-Landesparteivorsitzender Haimbuchner erwies sich als ebenso willfähriger Diener seiner Herren wie der spätere Landeshauptmann Stelzer. Schon in der ersten Pressekonferenz nach der Wahl kündete er *»eine Wende in der Industriepolitik an, hin zu weniger restriktiven Regeln (etwa hinsichtlich der Umweltschutzauflagen)«*[11]. Wie es weiterging: siehe oben.

Weitere Artikel vom Thomas Rammerstorfer auf *http://versorgerin.stwst.at*

---

[1] *https://www.diemacher.at/3840/es-gibt-zu-viele-falsch-qualifizierte-leute*
[2] Alle Zitate: *https://www.meinbezirk.at/oberoesterreich/c-wirtschaft/land-ooe-und-iv-arbeitsgruppen-sollen-standort-agenda-ausarbeiten_a1605659*
[3] *https://kurier.at/chronik/oberoesterreich/migrationspolitik-der-letzten-jahrzehnte-hat-versagt/400387535*
[4] Kepplinger, Aspekte nationalsozialistischer Herrschaft in Oberösterreich, in Talos (Hg.), NS-Herrschaft in Österreich, Wien 2001, S. 214f
[5] Einige tausend davon nicht in Oberösterreich, da auch (wenige) Lager in anderen »Gauen« zum Mauthausen-Komplex zählten.
[6] *https://www.voestalpine.com/group/de/konzern/historie/1938-1945.html*
[7] Reimann, Viktor: Die Dritte Kraft in Österreich, Wien 1980, S. 111
[8] *https://diepresse.com/home/zeitgeschichte/4850879/Das-Dritte-Lager-mit-Webfehlern*
[9] *https://diepresse.com/home/politik/bpwahl/5116800/Der-FPOeWaehler-das-bekannte-Wesen*
[10] *https://www.derstandard.at/story/2000022916973/oberoesterreichs-industrie-draengt-auf-schwarz-blau*
[11] *https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/politik/oesterreich/777349-Mir-geht-es-nicht-um-ein-Amterl.html*

Thomas Rammerstorfer ist freier Journalist und lebt in Wels.

»Arbeitsscheu und moralisch verkommen«

Tina Füchsbauer hat das im Mai diesen Jahres erschienene Buch gelesen, das sich mit der Verfolgung von Frauen als »Asoziale« im Nationalsozialismus beschäftigt.

Helga Amesberger, Brigitte Halbmayr und Elke Rajal beschäftigen sich in ihrem Buch »Arbeitsscheu und moralisch verkommen« mit einer vernachlässigten Opfergruppe des Nationalsozialismus, und zwar mit als »asozial« verfolgten Frauen. Die begriffliche Definition dessen, was damit gemeint ist, gestaltet sich schwierig, da die Nazis selbst dies nicht genau festlegten und gerade damit die willkürliche Verfolgung all jener, die abseits rassistischer Zuschreibungen nicht in ihre Ideologien passten, in großem Ausmaß ermöglichten. »BettlerInnen, HausiererInnen, Arbeitslose, Nichtsesshafte, AlkoholikerInnen, Prostituierte, Kriminelle, QuerulantInnen« und viele mehr wurden in die Kategorie gezwängt. Psychiatrische Gutachten gaben, so die Autorinnen, der »Verfolgung vermeintlich ‚Asozialer' den wissenschaftlichen Anstrich«[1]. Gesetzliche Grundlage war durch den »Grunderlass zur vorbeugenden Verbrechensbekämpfung« gegeben, Zwangssterilisierungen wurden durch das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« gesetzlich legitimiert.

Den Anlass für die Verfolgung gaben häufig Fürsorgebehörden oder Arbeitsämter. Ihnen war daran gelegen, Unterstützungsleistungen einzustellen und Personen der (Zwangs-)Arbeit zuzuführen. Andere Frauen wurden von der weiblichen Kriminalpolizei im Zuge von Razzien in Kaffeehäusern oder Parks aufgegriffen. Ihnen wurde häufig Geheimprostitution unterstellt. Das Stigma »Asozialität« existierte schon vor den Nazis, allerdings gingen diese mit einer besonderen Brutalität und Härte gegen Betroffene vor. Mit der »Biologisierung von sozialen Merkmalen«[2] ging die Unterstellung einher, die Eigenschaften, die sogenannten »Asozialen« zugeschrieben wurden, seien vererbbar. Dieser Logik folgend wurden betroffenen Frauen nicht nur die Kinder abgenommen, sondern es wurden auch Zwangsabtreibungen und -sterilisierungen an ihnen durchgeführt.

Der räumliche Forschungsfokus liegt auf den NS-Reichsgauen Wien und Niederdonau. Die Autorinnen rekonstruieren die Wege jener Frauen und Mädchen, die in »psychiatrische Anstalten, Arbeitsanstalten, Arbeitserziehungslager und Erziehungsheime eingewiesen wurden«[3] und der als »asozial« diagnostizierten Opfer von Zwangssterilisationen sowie jener, die in die Konzentrationslager Uckermark und Ravensbrück eingewiesen wurden. Die vollstreckenden Institutionen in Wien waren die »Wagner v. Jauregg Heil- und Pflegeanstalt« Am Steinhof, die Baumgartner Höhe, die Arbeitsanstalt Am Steinhof, die Heil- und die Arbeitsanstalt Klosterneuburg sowie die »Wiener städtische Jugendfürsorgeanstalt Am Spiegelgrund«. Viele Opfer durchliefen im Laufe ihres Leidensweges unterschiedliche Einrichtungen. Immer stand die Sexualität der Mädchen und Frauen dabei unter besonderer Beobachtung. Die Forscherinnen betonen, dass es sich bei ihren Darstellungen um Verfolgungs- und nicht um Lebensgeschichten handelt, denn die Biografien nachzuerzählen sei aufgrund der schlechten Aktenlage und weil sich aufgrund der andauernden Stigmatisierung auch nach 1945 wenige Opfer öffentlich zu Wort gemeldet haben, nicht möglich gewesen. Dennoch ist es mit diesem Buch gelungen, »dass möglichst viele verschiedene und doch auch typische Wege in und durch die Verfolgungsmaschinerie präsentiert werden«[4]. Die Wissenschafterinnen beschreiben den Alltag in den Anstalten und die Gewalt, von verbalen Übergriffen bis hin zu Folter und Ermordungen. Die Opfer werden anonymisiert, die Täter werden mit vollem Namen genannt, was als politisches Statement der Wissenschafterinnen zu lesen ist.

Ein Kapitel widmet sich den Konzentrationslagern Ravensbrück und Uckermark. Unter dem NS-Terminus »Jugendschutzlager« betrieben die Nazis in der Uckermark, in unmittelbarer Nähe des Frauen-KZ Ravensbrück, ein KZ für junge Frauen. Viele von ihnen wurden von Wien aus in die Uckermark deportiert. Geschlechtsspezifisch ist, dass als »asozial« stigmatisierte Frauen den schwarzen Winkel als Abzeichen tragen mussten, während Männer bei sogenanntem abweichenden Verhalten als »Kriminelle« in die KZ kamen und gezwungen wurden, den grünen Winkel zu tragen.

Historische Kontinuitäten zeigen Amesberger, Halbmayr und Rajal im Kapitel zu Entschädigungspolitiken und -praktiken auf. Während der Großteil der Täter_innen nach 1945 weiter Karriere machte, erfuhren die Opfer anhaltende Stigmatisierung und erhielten weder Entschuldigungen und Entschädigungsleistungen. Ihnen wurde vorgeworfen, keine politisch Verfolgten gewesen zu sein, sondern selbst Mitschuld an ihrem Schicksal zu tragen. Überlebende waren mit einer Relativierung und Nicht-Anerkennung ihres Leidens konfrontiert. Dies zeigt sich eindrücklich daran, dass erst 50 Jahre nach den an ihnen begangenen Verbrechen durch das Nationalfondsgesetz die Basis für Entschädigungszahlungen an sie geschaffen wurde. Erst 2005 konnten sie auch Leistungen nach dem Opferfürsorgegesetz beantragen. Viele Opfer erlebten dies nicht mehr, wie die Autorinnen beklagen.

Im letzten Kapitel werden historische Kontinuitäten dargestellt, die sich auch in gegenwärtigen Ausgrenzungspolitiken und Repressionen bei unterstelltem Arbeitsunwillen ausdrücken. So scheuen sich die Wissenschafterinnen, denen eine detaillierte Darstellung der vergangen Verbrechen gelungen ist, auch nicht, aktuelle Zustände zu kritisieren. Dies ist wichtig, denn, wie sie selbst im letzten Satz schreiben, stellt symbolische Gewalt nur den ersten »Schritt hin zur strukturellen und personellen Gewalt«[5] dar.

Mit diesem Buch wurde nicht nur eine Forschungslücke verkleinert, sondern wesentlich dazu beigetragen, dass die Opfer dieser geschlechtsspezifischen Verfolgung nicht in Vergessenheit geraten. Es bleibt nur zu hoffen, dass noch einige der Betroffenen oder zumindest deren Nachkommen das Buch lesen können.

Amesberger, Helga; Halbmayr, Brigitte; Rajal, Elke:
»Arbeitsscheu und moralisch verkommen«. Verfolgung von Frauen als »Asoziale« im Nationalsozialismus.
378 Seiten, Mandelbaum Verlag, Mai 2019

[1, 2] Amesberger/Halbmayr/Rajal 2019: 29
[3] ebenda: 14
[4] ebenda: 137
[5] ebenda: 356

Tina Füchslbauer hat Soziale Arbeit und Gender Studies studiert.

Die größte aller Anmaßungen

An der Geschichte von Marie Sophie Hingst wird deutlich, weshalb das Handwerk der Hochstapelei keine Zukunft mehr hat. Von *Magnus Klaue*.

Im vergangenen März erschien im Dumont-Verlag ein Bildband mit dem Titel »Kunstgeschichte als Brotbelag«, der Vorschläge versammelt, wie sich das Abendbrot oder der Frühstückstoast mittels Radieschen, Karotten, Aufschnitt oder Aufstrich nach dem Vorbild von Gemälden gestalten lässt. Grundlage waren unter einem Hashtag auf Twitter zusammengetragene Fotos von Brotbelagen Hunderter Nutzer, denen die Idee der Herausgeberin, »eine belegte Stulle nach Piet Mondrian« zu garnieren, so gefallen hatte, dass sie eigene Stullenentwürfe beisteuerten. Absicht des Ganzen war es laut Vorwort, das Vorurteil vom »Internet als Brandbeschleuniger kulturellen Gedächtnisverlustes« zu entkräften: »Brot ist vergänglich, die Kunst ist es nicht. … Die hier gezeigten Brote spiegeln die Formenvielfalt, den Witz und die ungeheure Kreativität der Brotkünstlerinnen und Brotkünstler wider, die ihre Interpretationen bekannter und unbekannter Meisterwerke als Toast und Vollkornbrot mit uns teilen«. Der Band konfrontiert jeweils auf Doppelseiten das Original mit seiner Stullen-Nachahmung, ohne dass eine Verwechslungsgefahr bestände. Es handelt sich schließlich nicht um Fälschungen, sondern um parodistische Improvisationen, die entgegen der bekundeten Absicht des Buches die bürgerliche Vorstellung von der Autonomie des Kunstwerks eher ad absurdum führen als bekräftigen. Wer am Morgen ein Pferd von Franz Marc als Vollkornbrot mit Blaubeermarmelade verputzt, wird schwerlich vor Ergriffenheit erschauern, wenn er des Originals ansichtig wird.

Bild: Gemeinfrei

Piet Mondrian: Komposition mit Rot, Gelb, Blau und Schwarz (1921)

Herausgebracht wurde »Kunstgeschichte als Brotbelag« von der Historikerin und Bloggerin Marie Sophie Hingst. Am 17. Juli 2019 ist sie in Dublin, wo sie 2018 am Trinity College mit der Arbeit »One phenomenon, Three perspectives« über den englischen Kolonialismus im Irland des 17. Jahrhunderts promoviert wurde und als Projektmanagerin für den Elektronikkonzern Intel arbeitete, im Alter von 31 Jahren gestorben. Sie wurde tot in ihrer Wohnung aufgefunden; ein Fremdverschulden konnte ausgeschlossen werden. Familienangehörige nehmen an, dass sie sich das Leben genommen hat. Knapp zwei Monate vor Hingsts Tod hatte der Journalist Martin Doerry in einer Hintergrundgeschichte für den »Spiegel« enthüllt, dass sie sich auf dem Blog »Read on, my dear, read on« und bei öffentlichen Auftritten fälschlich als Nachkomme im Nationalsozialismus verfolgter Juden ausgegeben hat. Vielfach hat Hingst erfundene Lebensgeschichten angeblicher Familienangehöriger erzählt, die von den Nationalsozialisten vertrieben oder ermordet worden seien. Yad Vashem übergab sie eine Liste von 22 vermeintlichen Holocaust-Opfern, die mit ihrer Familie in Verbindung gestanden haben sollen. Nur drei der Personen existierten, keine davon hatte einen jüdischen Hintergrund. 2017 ist Hingst von den »Goldenen Bloggern« zur »Bloggerin das Jahres« gewählt worden, ein Jahr später verlieh ihr die »Financial Times« den Preis »Future of Europe« für einen Essay, in dem sie den Begriff der europäischen Identität verteidigte. In einem ebenfalls 2017 unter dem Pseudonym Sophie Roznblatt veröffentlichen Artikel für die »Zeit« hat sie davon erzählt, wie sie syrische Flüchtlinge in Sexualkunde unterrichtet habe. Auch diese Geschichte stellte sich als erfunden heraus.

Derek Scally, ein Journalist der »Irish Times«, der nach der »Spiegel«-Enthüllung einen Text über Hingst schreiben wollte, berichtete nach Gesprächen mit ihr, sie habe auf ihn den Eindruck gemacht, psychisch labil zu sein, und angegeben, sich durch den »Spiegel«-Artikel wie »lebendig gehäutet« zu fühlen. Dem »Spiegel« hatte Hingst zuvor durch ihren Anwalt mitteilen lassen, ihre Erfindungen seien unter dem Gesichtspunkt zu sehen, dass für ihren Blog »ein erhebliches Maß an künstlerischer Freiheit« gelte. Nach Hingsts Tod äußerte der »Spiegel« Bedauern, wollte sich an einer Diskussion über die Todesursache aber nicht beteiligen; Doerry verteidigte die Veröffentlichung seiner Enthüllungen. Der Journalist Deniz Yücel indessen, dem Hingst während seiner Haft in der Türkei fast täglich Postkarten geschrieben hat, teilte in der »Welt« mit, Doerry, der ihn während der Recherchen besuchte, habe den Fall als »Riesenskandal« aufmachen wollen, wobei das Bild von Hingst als »schamlose Selbstdarstellerin« festgestanden habe. Der Einfall, dass es sich durchaus anbieten könnte, das Gesamtwerk der angemaßten Jüdin, die in Wahrheit aus einer protestantischen Pfarrersfamilie stammte, trotz Justiziabilität und Immoralität ihres Handelns auf seinen inneren Zusammenhang hin zu betrachten, ist den wenigen zaghaften Verteidigern nicht gekommen.

Hingsts wissenschaftliche Arbeiten haben sich bislang nicht als Fakes herausgestellt. Sie zeugen von einem Interesse an der Geschichte des Kolonialismus, den sie in ihrer Dissertation am Beispiel Irlands und in einem anderen Artikel anhand von Deutsch-Ostafrika untersuchte. Ihr Vortrag »Drei Prager Juden treffen sich am Schützengraben?«, den sie 2013 bei einem Symposion des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr zum Thema »100 Jahre Erster Weltkrieg« gehalten hat, verfolgt einen recht originellen ereignisgeschichtlichen Ansatz. Darin geht sie der Verarbeitung der Weltkriegserfahrung durch Franz Kafka, Egon Erwin Kisch und Ernst Weiß nach, die der gleichen Generation deutschsprachiger Prager Juden des frühen 20. Jahrhunderts angehörten und untereinander bekannt waren. Zugleich deutet sich in Hingsts akademischen Arbeit bereits der obsessive Akzent ihrer Selbststilisierung an. Ihre Kenntnisse jüdischer Geschichte ebenso wie des Kolonialismus erlaubten es ihr, die erfundene Familienbiographie und die Phantasien über ihr interkulturelles Engagement empirisch zu unterfüttern. Hingst war weder eine windige Schwindlerin im Stil von Karl May, der ab 1875 einen Doktortitel führte, ohne je promoviert worden zu sein, noch eine literarische Betrügerin in der Nachfolge von Bruno Dössekker, der 1995 als Binjamin Wilkomirski unter dem Titel »Bruchstücke« erfundene Erinnerungen an sein vermeintliches Überleben in verschiedenen Konzentrationslagern publizierte. Charakteristisch für Dössekker, dessen Pseudonym Bezeichnung eines ganzen Syndroms wurde, an dem Menschen leiden sollen, die sich imaginär mit der Verfolgungsgeschichte von Juden identifizieren, war das Bemühen, seinem halluzinierten biographischen Schicksal die angemessene Ausdrucksform zu verleihen: in Form von »Bruchstücken« eben, fragmentarisch und sprunghaft, um die gestörte Kontinuität des eigenen Lebens zu veranschaulichen. Gerade wegen dieser im Grunde stereotypen Schreibweise hatte er zunächst literarischen Erfolg.



Bild: Marie Sophie Hingst

Marie Sophie Hingst: Tomate, Käse, Blaubeeren, Marmelade und Frischkäse auf Brot (2018)

Solche Ambitionen hat Marie Sophie Hingst nie verfolgt. Ihr diente die angemaßte jüdische Biographie eher zur Authentifizierung ihrer übrigen Arbeit und als Mittel, sich interessant zu machen. Anders als im Fall von Dössekker, dessen fingierte Lebensgeschichte in hoher Auflage erschien und schon vor seiner Entlarvung große Resonanz hatte, scheint es vor Hingsts Enttarnung nicht allzu viele gegeben zu haben, die sie interessant fanden. In einem Interview nach Verleihung des Preises der »Goldenen Blogger«, in dem sie auf die Solidaritätsaktion für Yücel angesprochen wurde, analysierte sie triftig, wie erbärmlich ein Regime sein müsse, das verhindere, dass die Insassen seiner Gefängnisse Postkarten zugestellt bekommen, die doch die argloseste Kommunikationsform überhaupt seien, und schloss ihre Stellungnahme mit dem Hinweis, es sei wichtig, dass »wir« uns »Geschichten erzählen«. Retrospektiv wirkt die Beteuerung wie die Bitte eines phantasievollen, aber inmitten aller digitalen Kommunikation einsamen Menschen um sozialen Austausch, wie er ohne lebendige Phantasie, ohne die Fähigkeit, sich und einander etwas zu erzählen, das die bloße Empirie überschreitet, nicht möglich ist. Die wenigen Fernsehmitschnitte und zahlreichen Fotos, die Hingst zeigen, vermitteln den Eindruck einer halb verhuschten, halb euphorischen Person, die dem Gesprächspartner körperlich irritierend nahe kommt und gleichzeitig den Kopf einzieht – als wolle sie im Mittelpunkt stehen und sich zugleich verstecken.

In diesem Gestus ist eine ungeschriebene Geschichte weiblicher Hochstapelei aufgehoben. Ist der Sozialtypus des männlichen Hochstaplers, wie ihn für die Weimarer Republik Walter Serner beschrieb und Thomas Mann in den Fünfzigern in der Figur des Felix Krull schon wie in einem Epitaph zusammengefasst hat, dem Abenteurer verwandt, der ungebunden genug ist, sich über bürgerliche Usancen hinwegzusetzen, versucht die Hochstaplerin unter dem Alibi einer fremden Biographie, ein ihr verschlossenes, in die Imagination abgedrängtes Leben zu leben: aus sich herauszutreten, indem sie sich zurückzieht, lebendig zu werden, indem sie hinter einer Geschichte verschwindet. An Hochstaplerinnen des 19. Jahrhunderts wird die Funktion der Hochstapelei als Fluchtphantasie evident. Während männliche Hochstapler wie Karl May, der sich in seinem Leben als Augenarzt, Neffe eines Plantagenbesitzers aus Martinique und Kenner indianischer Bräuche ausgegeben hat, eine Gratwanderung zwischen den Professionen des Trickbetrügers oder Zauberers und der zweckfreien Hochstapelei betrieben haben, war weibliche Hochstapelei stets ein Versuch, den Widerspruch zwischen dem bürgerlichen Emanzipationsversprechen und der unfreien Lebenswirklichkeit der Frauen, für die es formell ebenfalls galt, zu lösen. Die Kanadierin Elisabeth Bigley, die im ausgehenden 19. Jahrhundert als vermeintliche Millionärstochter Cassie Chadwick zahlreiche Banken betrog, oder die in Westpreußen geborene Franzisca Czenstkowski, die sich im frühen 20. Jahrhundert als russische Zarentochter ausgegeben hat, haben ihre Alibiexistenz ebenfalls weniger aus finanziellem Kalkül denn aus Lust am Schein aufrechterhalten. Nur war die Lust in ihrem Fall nicht die des souveränen Spielers, der die Möglichkeit, hat, seine Handlungen aus ironischer Distanz zu betrachten, sondern entsprang der ohnmächtigen Sehnsucht nach einem Leben, das ihnen versperrt blieb.

Relikte solcher Erfahrungen dürften in Hingst fortgelebt haben, wie überhaupt die sozialen Netzwerke dem Bedürfnis entgegenkommen, gesellschaftlichen Austausch zu meiden und sich gleichzeitig zu exponieren. Nur dass die so weltfremde wie raffinierte Anmaßung der Hochstapelei bei Hingst in Infamie und Bösartigkeit umgeschlagen ist. Das liegt auch daran, dass das gutgewordene Deutschland, das ihr Betätigungsfeld war, seine toten Juden umso unerbittlicher ehrt, umso schamloser es die lebenden verachtet. Darum ist es kein Widerspruch, wenn die gleichen, die hierzulande jeden Juden, der vor dem islamischen Antisemitismus warnt, mit schaler Harmonisierung abspeisen, sofort bereitstehen, die Toten gegen die Gedächtnisschmarotzerin Hingst, die eine Kriminelle, Irre oder Schlimmeres sei, zu verteidigen. Dass Hingst sich dieses Widerspruchs bewusst war, ist kaum anzunehmen. Ebenso wenig dürfte ihr aufgefallen sein, dass ihre »Kunstgeschichte als Brotbelag« wie eine Realsatire auf den willkürlichen Umgang mit historischem Gedächtnis erscheint, den sie selbst betrieben hat und dem sie zum Opfer fiel. In einer Welt, in der die abgespaltene Einbildungskraft zum perfiden Wahn wird, während ihr einstiger Konterpart, die Sachlichkeit, dazu taugt, jeden zum Abschuss frei zu geben, der noch nicht ganz auf Linie ist, ist mit Marie Sophie Hingsts Leben auch das Handwerk der Hochstapelei an ein Ende gekommen.

Magnus Klaue war von 2011 bis 2015 Redakteur im Dossier- und Lektoratsressort der Berliner Wochenzeitung Jungle World und schreibt u.a. regelmäßig für »konkret« und »Bahamas«. Im Ça-Ira-Verlag ist das Buch »Verschenkte Gelegenheiten« erschienen.

Wie aus Bürgern Männer wurden

In seinem Work in Progress *Lord Byrons letzte Fahrt – Die Geburt der Nation aus dem Geist von Romantik und Banditentum* analysiert Richard Schuberth den Griechischen Unabhängigkeitskampf und die Nationalisierung des Balkanraumes als eines der ersten großen Scharmützel der Ideologien und Diskurse der Moderne. An vorderster Front: die Konstruktion von Männlichkeit. Dritter und letzter Teil der Serie.

Individualität und Heereskörper

Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte,
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist,
Bey dem feigen Menschengeschlechte,
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Friedrich Schiller, »Wallenstein«

Schillers Lied ist trügerisch. Zwar wurde es Ende des 18. Jahrhunderts geschrieben, doch scheint es seiner Zeit voraus zu sein, denn sein falsches Individualitätsversprechen löst sich nur noch in Todesverachtung und im Tod selbst ein. Ein Versprechen ist es, das Millionen junge Männer ab dem bürgerlichen Zeitalter im Namen von Kapital, Nation und aggressiver Unterwerfung und Eroberung neuer Märkte in ein mittelalterlich verbrämtes Bewährungsspiel trieb. In der Kameradschaft und im Extremerlebnis der Todesgefahr erfährt der Mann die Selbsttranszendenz, die ihm das Leben vorenthält. Die Einlösung des Versprechens schiebt sich bis zum Heldentod auf, der selbst noch zum Freitod umgelogen wird. Natürlich stimmt es nicht, dass es im Feld weder Herr noch Knecht gibt, nirgends tritt ihr Verhältnis autoritärer auf – bloß der Tod egalisiert die Klassen, und im Allmachtsrausch, den die Todesangst entfesselt, in der traurigen Selbstermächtigung, zumindest durch die Furcht, die man erregt, Subjekt zu sein, bündelt sich dieses ein letztes und vielleicht erstes Mal.
Doch so sehr gebildetes Kanonenfutter Schillers Verse noch in den Schützengräben von Verdun gestammelt haben mag – sie haben eine untergegangene Form der Kriegsführung zum Inhalt, das Subjekt des Lieds ist ein Landsknecht aus Wallensteins Lager. Was für die Gegenwart von 1800 wie die von 1900 Verklärung wäre, hatte im 17. Jahrhundert noch Relevanz. Der Söldner ist Arbeiter und Entrepreneur in Personalunion, er verfügt über seine Produktionsmittel, steht außerhalb der Gesellschaft und ihrer Normen, und somit außerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie; er hat sich für das Verdikt entschieden, dass wer für das Schwert lebe, durch es gerichtet werde – und damit lebt er gut. So der Sold und das Plündergut was einbringen, prunkt er mit bunter, exquisiter Kleidung, welche sich bislang nur die Aristokratie ausbedungen hatte. Ehrbegriff und Käuflichkeit widersprechen sich hier nicht, denn die Sache, für die er kämpft, ist abstrakt und austauschbar und dient immer Interessen einer partikulären Macht und nie der res publica. Der Söldner fällt nicht auf die Flötentöne gemeinsamer Interessen herein, er will bloß Sold und Anteil an der Beute, die er womöglich in die Mikroökomonie seines Herkunftsortes speist. (Die tiefgläubigen Mütter Tiroler oder kroatischer Recken dürften das Fünfte Gebot vergessen haben, wenn sie die schönen Seidenstoffe aus den blutigen Händen ihrer heimkehrenden Söhne empfingen.) Diese Soldaten sind zutiefst loyal. Loyal zu ihrem Fähnrich, Warlord, Kapitän. Die Reziprozität von Clan- und Stammesstrukturen reproduziert sich in der Kriegsführung der frühen Neuzeit. Denn die Söldner arbeiten selten als Solitäre, sondern treten in Gruppen auf. Und von der Banditenbande, der Kosakenschar oder dem albanischen oder bergslawischen Stammesverband zum mobilen Söldnertum zieht sich stets eine direkte Deszendenzlinie.
Die irregulären Sondereinheiten, die zunächst den aristokratischen Truppen des Mittelalters beistehen und diese dann ablösen, rekrutieren sich aus soziokulturellen Gruppen, die stets einen Kriegerethos pflogen und eher Herden trieben und verteidigten als Boden bebauten. Und sie waren nicht gewohnt, vor Herren das Haupt zu beugen. Das Personal des Landsknechtswesens rekrutierte sich vom 15. bis zum 18. Jahrhundert zu einem Gutteil aus Bergbewohnern, deren Gebiete vom unmittelbaren Zugriff des Feudalismus relativ verschont blieben. Schweizer, Tiroler, als »Schotten« bezeichnete Angehörige irischer Clans, als »Kroaten« bezeichnete Wlachen und Serben des habsburgerisch-osmanischen Grenzlandes, albanische und montenegrinische Stratioten, ungarische Haiduten, freie Szekler und Wallachen aus den Karpathen …
Deren vorbürgerlicher Individualismus kam den Truppenkontingenten gegen Ende des 17. Jahrhunderts abhanden. Auch wenn der Preußenkönig Friedrich Wilhelm die »Langen Kerls« seiner Potsdamer Garde pries, die Heere des 18. Jahrhunderts wurden entindividualisiert durch Drill, Uniformierung und die Choreographierung von zu Flächenkontingenten verschobenem Kanonenfutter. Entmännlichung zeigte sich in Prügelstrafe und Zucht. Noch keine Bürgerarmeen waren das, aber disziplinierte Söldnertruppen, denen man den Stolz der Freicorps und Profikrieger rausgeprügelt hatte. Zumeist arme Bauernburschen, welchen man durch Werbeoffiziere jenen soldatischen Individualismus schmackhaft machen wollte, der den Haiducken, Landsknechten und Berittenen vorbehalten war. Der stolze und akrobatische pannonische Männertanz namens *Verbunk* (Werbung) konservierte diese theatralische Inszenierung, mit denen die Headhunters des Heers in den östlichen Domänen des Habsburger Reichs den betrunken gemachten Jugendlichen den Habitus eines Herrn vorgaukelten. Die diversen Reitereien aber blieben halbautonome, halbreguläre Einheiten, die erst allmählich und nicht ohne Widerstände dem regulären Heereskörper inkorporiert werden konnten.
Was als Inbegriff des barbarischen Türkentums gefürchtet wurde, die Akıncı, die Raubbrenner, oder Tataren und Albaner rekrutierten sich aus denselben pastoralen Gesellschaftssegmenten wie die Uskoken, Panduren, Ulanen und Husaren der christlichen Armeen. Und rein optisch unterschieden sich diese gefürchteten Freischaren eben nicht von den osmanischen Truppen, was nicht heißt, dass sie alle gleich aussahen. Wenngleich für das westliche Auge irgendwie asiatisch oder orientalisch, variierten diese Reiterkrieger des permanenten Grenzlandes die unterschiedlichsten Dresscodes, die sich oft – auch als Verhöhnung der Klassenunterschiede – der luxuriösesten Accessoires bedienten. Dieses wilde und dandyhafte Gepräge der Banditenkriegsführung begann schon östlich des Neusiedlersees und südlich der Krain. Ein riesiges Repertoire an kampferprobten Hirten und Bergbauernkriegern stellte das Übergangsland zwischen pannonischer Tiefebene, Balkan und Karpathen zur Verfügung. Als die Kaiserin Maria Theresia vor der preußischen Armee aus Wien nach Pressburg fliehen musste, waren es teils magyarische Magnaten, teils unabhängige undisziplinierte Freischaren, die ihre Dynastie retteten. Berühmt der Warlord Franz von der Trenck, der mit seinen wlachisch-slawonischen Panduren ganz Böhmen und Schlesien in Angst und Schrecken versetzte. Er rekrutierte seine Krieger aus den Dörfern seiner Ländereien im slawonischen Brestovac. Von den zentralasiatischen Steppen über die Nordhänge des Kaukasus bis zur Adria, von der Hohen Tatra und Polen bis ins Taurusgebirge erstreckte sich dieser Kulturtypus der Berg- und Steppenkavallerien, dessen furchterregenden psychologischen Effekt man sich fortan in den westlichen Armeen zunutze machen wollte. Die polnische Feudalarmee hatte sich schon zweihundert Jahre zuvor orientalischer – *sarmatischer* - gemacht, als sie ursprünglich war und posierte mit ihren an Samurais erinnernden Flügelrüstungen als bunte Vögel unter den christlichen Heeren.



Going East: Franz Freiherr von der Trenck – Warlord und Mordbrenner der Kaiserin

Nicht nur waren die regulären Kavallerien, allen voran die Husaren, aus diesem östlichen Typus entstanden, sie behielten bis weit ins 19. Jahrhundert – zumindest pro forma – den Corpsgeist, das Image schwer disziplinierbarer Irregulärer bei. Vor allem mit ihrer exzentrischen Aufmachung. Und hier wären wir beim eigentlichen Thema angelangt. Die von Schiller besungene todesverachtende Individualität des Reiterkriegers wurde vor allem in der französischen Armee unter Napoleon auf die Spitze getrieben. Während das gesamte Heer per allgemeiner Wehrpflicht zu einer Verschubmasse verschmolz und die Uniformen immer gleichförmiger wurden, genossen die Husaren und Ulanen der Grande Armée den Ausnahmestatus der freien Wahl des Designs. Dabei gebärdeten sie sich so prunkvoll und östlich wie nur möglich. Die Dekadenz dieser individualistischen Mode hatten sie sich vom Chic pannonischer, balkanischer und osmanischer Barbarenreiterei abgeschaut. Während Soldaten und auch Offiziere anderer Truppenteile zunehmend wie Massenanfertigungen eines bürokratisierten Heerwesens wirkten, stolzierten die Husaren in ihren hautengen weißen Hosen, übertrieben mit Gold- und Silberbordüren bestickten Dolmaks, pelzbewährten Schulterjacken namens Mente und den eindeutig östlichen Kalpaks wie Gockel herum. Oft imitierten sie die wilden Schnurrbärte der östlichen Reiter und trugen an beiden Schläfen ihr Haar zu Zöpfen geflochten. Auch wenn diese Tracht eigentlich die Botschaft vermitteln sollte, durch Selbstexotisierung außerhalb und über der militärischen Ordnung zu stehen, also die begehrteste Form von Maskulinität, mag sie dem westlichen Betrachter eigentümlich feminin vorgekommen sein. Was durchaus erwünscht war. Denn die geschlechtliche Ambivalenz steigerte das Flair der Bedrohlichkeit nur. Manche Offiziere dieser Truppenteile übertrieben mit ihrem modischen Dandyismus dermaßen, dass die Heeresleitung diesem Einhalt gebieten musste. Die Botschaft war unmissverständlich: Wir sind unverzichtbare, todgeweihte Elite, mag man uns hassen, solange man uns fürchtet und braucht, wenn wir mit blankem Säbel wie geborene Aristokraten die bäuerlichen Infanteristen des Feindes vor uns herjagen. Auch wenn wir derselben Heeresdisziplin wie alle untersten, tun wir zumindest so, als wären wir irreguläre hunnische Stutzer. Und wir kriegen damit die meisten Frauen ab.
Diese Mode breitete sich auch in den Kavallerien der anderen europäischen Armeen aus, sogar der nüchternen englischen, ihre Haudegen trugen gerne Leopardenfelle, und mit schottischen Accessoires wie dem Plaid und dem Kilt hatten sie ihre eigenen Reminiszenzen an die anarchischen Banditenarmeen. Der schottische Dudelsack klang nicht weniger furchterregend als die Schalmeien der Wlachen, Osmanen und Tataren.

Sterben für die Sache

Der »Vater des Konservatismus« Edmund Burke kritisierte an den Jakobinern, dass ihnen Anstand und Ritterlichkeit weniger wichtig seien als Gesetze. Die Geschicke der Politik, Gesellschaft und Geschichte wurden hier auf Voluntarismus und den Charakter des Einzelakteurs reduziert. Die Romantik schließlich verhalf den Fokus auf die Monade der Persönlichkeit zu verengen. Der Rekurs auf Ritterlichkeit (ohnedies eine retrospektive romantische Übertreibung, denn der Raubritter war der dominante Typus des Mittelalters) als Handlungsmaxime bewährte sich als Methode, nicht nur die Wirkkräfte der Moderne misszuverstehen, sondern sich als Kundschafter der Destruktion benützen zu lassen. Und war das Bewusstsein einmal auf sich selbst zurückgeworfen, konnte die Ritterlichkeit auch in die Philosophie des Herrenmenschen umschlagen. Ob Edelmut oder das Ethos rücksichtsloser Amoral, in der Selbstermächtigung durch gute wie böse Taten täuschte sich das Individuum über seine Reduktion auf eine Schachfigur im politischen Spiel hinweg. Mein Vater war hierfür das beste Beispiel. Er teilte keineswegs die Ideen des Nationalsozialismus, empfand deren Führer als lächerlich, trotzdem ritt er in den Krieg mit Vorstellungen von Ritterlichkeit und Bewährung, Respekt vor dem Feind und Kameradschaft. Die Weltfremdheit, mit der sich diese edlen Ziele für die unedelste Sache aller Zeiten instrumentalisieren ließen, war symptomatisch für die Spätfolgen der Romantik. Seite an Seite mit Ernst Jünger und Gerd Gaiser, mit Apologeten des Stahlgewitters und Praktikern der philosophischen Entmenschlichung fiel die idealistische Heuschrecke, die mein Vater war, als Teil einer apokalyptischen Plage in die Sowjetunion ein. Dass diese Ausnahme-Heuschrecke sich mit russischen Bauern anfreundete, ihre Lieder sammelte, Steppenblumen bestimmte und Kriegsgefangene mit Respekt behandelte, wenn er sie zu den Gefangenenlagern und ihrem vermutlichen Hungertod eskortierte, änderte nichts an der Plage, deren Teil er war. Und um wie viel scheußlicher ist der Respekt vor dem Feind als der ehrliche Hass auf ihn, akzeptiert doch auch jener das von der Macht vorgeschriebene Feindbild und tut es dies ein zweites Mal in der moralischen Selbsterhöhung, vor diesem Feind zu salutieren, nachdem man sein Land besetzt, seine Ernten requiriert und seine Lebensgrundlagen zerstört hat. Edmund Burkes konservative Ranküne gegen den Konstitutionalismus der Französischen Revolution spiegelt die archetypische Verachtung gesellschaftlicher Objektivität wider. Sobald ein emanzipatorischer Fortschritt in Gesetzesrang erhoben wird, entlastet er das Individuum vom moralischen Handeln. Das Verbot der Gewalt gegen Frauen würde solcher Logik zufolge den Kavalier um das Alleinstellungsmerkmal berauben, großzügig auf dieses patriarchale Privileg zu verzichten, und ihm somit den Zahn seiner Männlichkeit ziehen, die ja in der Kulturleistung bestünde, auf rohe Aggression freiwillig zu verzichten. An der romantischen Front standen Konservative wie Burke und Progressive Schulter an Schulter. Der Konservative verachtete im Namen hoher Werte die Rationalität, der Progressive die Zweckrationalität, doch schälte man den Instrumentalismus von dieser, bliebe der Grund des eigentlichen Unbehagens bestehen: die Vernunft selbst.
Das Ideal, die Sache, die res publica über den persönlichen Vorteil zu stellen, diese Selbstentsagung würde erst der Marxismus als den bürgerlichen

Hymnus entlarven, mit dem sich die Interessen des Einzelunternehmers gegen die Konkurrenz, und in kartellhafter Allianz mit dieser gegen das Proletariat formieren.
Vor der Einführung der Volksarmeen starben Kombattanten in der Regel nicht für eine Sache, weder den König noch den Papst. Und die Zahl der authentischen Fundamentalisten in den Kreuzritterheeren dürfte recht überschaubar gewesen sein. Dort wo halbautonome, halbreguläre Truppenteile im Sold der Warlords standen, galt Loyalität bestenfalls der eigenen »Spezialeinheit«, dem Kameraden, dessen Rücken man deckte, dem Hauptmann, der den Vater ersetzte. Die Übertragung solch beschränkter Zugehörigkeit auf Abstrakta wie das Volk, die Nation, den Staat stellte deren politische Apparate vor große ideologische wie logistische Herausforderungen. Solange Idealismus die meisten Akteure zusammenhielt – und feudal unterdrückte Plebejer mit bürgerlichen Herolden universeller Freiheiten gemeinsam an die Front trieb, blieb diese plausibel und authentisch. Die junge Republik gegen die alliierte Gewalt des in Frankreich entmachteten Feudalismus zu verteidigen hatte den Charakter eines ideellen Weltkrieges – wie er sich am Ende des »Langen 19. Jahrhunderts« in der Sowjetunion wiederholen sollte. Bis in die untersten Schichten der Gesellschaft setzte sich der Imperativ durch, dass hier der Endkampf zwischen Freiheit und Unterdrückung ausgefochten werden müsse, und nicht etwa zwischen Frankreich und England oder Österreich. Bis aber das Bewusstsein dermaßen zugerichtet war, dass der Staatsbürger aller Klassen für die deutsche, ungarische oder bulgarische Heimat ins feindliche Sperrfeuer lief, bedurfte es einiger Generationen der Beschulung, Konformierung und Einschüchterung. Auch hier fungierte die Romantik als Katalysator zwischen revolutionärem Inhalt und revolutionärem Gefühl. Schon bei der frühen Jakobinergeneration unter den deutschen Romantikern spürt man die Ablösung der Revolte von ihrem Gegenstand, was fortan vermarkt- und manipulierbares Wesen einer jeden Jugendkultur werde sollte. Die Geburt des *angry young rebel without cause*. Die Suspension rationaler und sachgebundener Ziele durch den egomanen Rausch an der Widerständigkeit, die Vernunftverachtung und Gefühlsvergötzung jener Romantiker war das Gatter, durch das diese Generation sich von der republikanischen zur völkischen Ideologie treiben ließ.
Selbstzucht und Opferbereitschaft, Schicksals- und Todeskult waren notwendige Werkzeuge, um die neuen Citoyens – gleich für welche Sache – von ihrem Selbsterhaltungstrieb zu entwöhnen. Bereits in der Kunst der Revolutionsperiode erlangt der Klassizismus diesen fatalistischen Drall, der 150 Jahre später insbesondere von den Nazis aufgegriffen wurde. Aus den Gemälden Jacques-Louis Davids, dieses unheroischen Opportunisten, dringt permanent der düstere Heroismus des Opfers für die größere Sache, die mitleidlose Lust an der körperlichen Verstümmelung.
Die philhellenischen Freiwilligen waren mitunter unfreiwillig komische Abführer des romantischen Gefühlsüberschusses, und in ihrem fiebrigen Idealismus übersahen sie zunächst, dass sie den fiktiven Griechen mit Ideen beistanden, die einander so sehr widersprachen, dass sie gegenseitig sich hätten bekämpfen müssen. Und oft taten sie das auch mit ihren Duellen und Zankereien, zum Gaudium der Griechen. Doch gleich ob Republikaner, Sozialrevolutionäre, völkische Nationalisten, Monarchisten – sie alle vertraten ihre gegensätzlichen Ideen mit dem gleichen Enthusiasmus. Ebenso einig waren sie sich bald in ihrer Verachtung der realen Griechen. Weit über den Kontrast zwischen diesen und den antiken Fantasiegriechen reichte diese Abneigung hinaus. Man versuchte sie sich damit gutzureden, dass die Griechen eben durch 400 Jahre türkische Herrschaft degeneriert seien, andere suchten Erklärungen in rassistischer Vorwegnahme der Fallmerayer-These, dass das edle griechische Blut eben zu sehr durch albanisches, slawisches und türkisches verunreinigt sei. Was all diese freiwilligen Brigadisten entsetzte, war der Umstand, dass keiner der autochthonen Griechen hier für eine nationale Sache focht und mordete, ja, dass sie nicht zu verstehen schienen, was das überhaupt sei. Die Insurgenten, zu einem Großteil Kleften und Irreguläre, kapierten auch nicht, was die Europäer – welche sie Franken nannten – selbst unter Ritterlichkeit und Ehrgefühl verstanden, und die Standarten mit ihren orthodoxen Kreuzen darauf schienen nur Anflüge einer res publica zu sein, die dem Plündern, Foltern und Ermorden ihrer Feinde so etwas Ähnliches wie eine Rechtfertigung verliehen. Doch die Kreuzritter, auf deren angebliches Ethos die romantischen Europäer rekurrierten, hätten sich mit den griechischen Banditen weitaus besser verstanden als mit ihnen.



Zopferltragende Stutzer des Todes: Harvey Keitel und Keith Carradine mit Regisseur Ridley Scott bei den Dreharbeiten zu »The Duellists« (1977)

Die Kleften kämpften aus dem Hinterhalt, verrieten sich bei Militäraktionen schon im Vorfeld durch kindisches und manisches Abfeuern ihrer Musketen, gaben schnell Fersengeld, folterten ihre Opfer aber mit großem Genuss. Den edelmütigen Griechenlandbefreiern kamen sie wie böse, kindische und grausame, auf materielle Bereicherung abzielende Barbaren vor.
Was die Philhellenen nicht verstanden und verstehen konnten: Diese Griechen hatten, von ein paar gebildeteren Vertretern einer städtischen Patrizierschicht abgesehen, weder ein Konzept von Staat noch von Nation. Auch nicht von Volk. Denn die größte gemeinsame Klammer war der orthodoxe Glaube, und hellenisches Überlegenheitsgefühl gegenüber serbischen oder bulgarischen Glaubensbrüdern war ihnen fremd, zumal die sehr ähnliche Trachten wie sie trugen. Nicht einmal den muslimischen Nachbarn fühlten sie sich überlegen, die zwar als potenzielle Gegner markiert waren, zu denen man aber doch immer wieder ein vertrautes Verhältnis pflog, solange sich nicht die Gelegenheit ergab, sie kollektiv auszuplündern, zu vertreiben und zu töten (wie diese es mitunter mit ihnen getan haben).
In gewisser Hinsicht zeigten die Kleften sich weitaus pragmatischer und somit moderner als ihre fränkischen Befreier. Denn diese waren die intellektuelle Vorhut einer kognitiven Verzerrung, welche deren Kinder und Kindeskinder in edelster Absicht vor den Karren erfundener völkischer Kollektive spannen und für die Partikularinteressen ihrer Eliten auf dem Feld der Kapitalakkumulation opfern ließ. Voltaire wusste, dass der Ursprung jeden Krieges Diebesgelüst ist. Es ist falsch, dass die Griechen und Albaner und Wlachen allein um materielle Bereicherung willen kämpften. Sie kämpften um ihr Dorf, Wlachen um ihre nomadische Sippe, Albaner und Manioten um ihren Stamm, und zumindest kämpften sie für ihre Bande, ihre Bluts- und Seelenbrüder, ihren Kapetaniós. Wenn das nicht vernünftigere Motive als die Chimären der Griechenlandfahrer waren, die auf Schafweiden den Samen der Republik pflanzen wollten, antike Tempel errichten, wo kleine orthodoxe Kapellen standen, aus Menschen unterschiedlicher Zunge und Interessen ein Herrenvolk basteln, aus Levantinern Europäer. Wie dumm, sich für höhere Werte zu opfern, die letzten Endes doch nur in steuerfreiem Beutegut neuer Eliten bestehen. Die Sache, die nicht der Emanzipation der gesamten Menschheit dient, sondern nur den Privilegien erfundener Abstammungsgemeinschaften, fällt weit hinter den Bandenegoismus der Kleften zurück, deren Ehre nicht darin bestand, für Hellas zu sterben, sondern für die eigenen Leute zu leben, nicht darin, dem Andenken des Leonidas gerecht zu werden, sondern – bei aller Grausamkeit und Hintertücke – das gegebene Wort nicht zu brechen und das Gastrecht nicht zu verletzen.

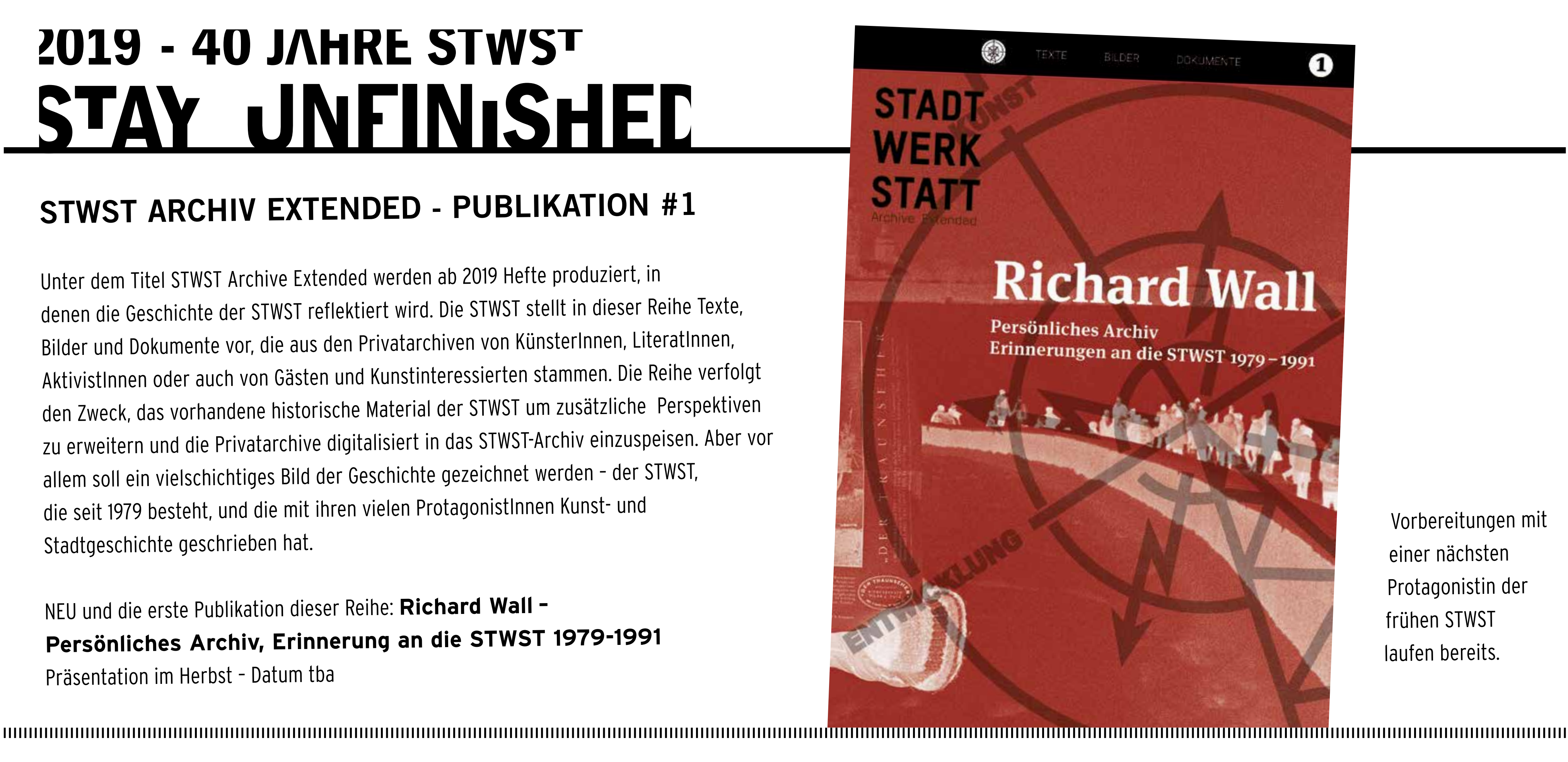
Richard Schuberth, geb. 1968, ist Schriftsteller und lebt in Wien. Seine jüngsten Publikationen: »Rost und Säure« (Drava Verlag), »Das neue Wörterbuch des Teufels« (Klever Verlag)

2019 - 40 JAHRE STWST
STAY UNFINISHED

STWST ARCHIV EXTENDED - PUBLIKATION #1

Unter dem Titel STWST Archive Extended werden ab 2019 Hefte produziert, in denen die Geschichte der STWST reflektiert wird. Die STWST stellt in dieser Reihe Texte, Bilder und Dokumente vor, die aus den Privatarchiven von KünsterInnen, LiteratInnen, AktivistInnen oder auch von Gästen und Kunstinteressierten stammen. Die Reihe verfolgt den Zweck, das vorhandene historische Material der STWST um zusätzliche Perspektiven zu erweitern und die Privatarchive digitalisiert in das STWST-Archiv einzuspeisen. Aber vor allem soll ein vielschichtiges Bild der Geschichte gezeichnet werden – der STWST, die seit 1979 besteht, und die mit ihren vielen ProtagonistInnen Kunst- und Stadtgeschichte geschrieben hat.

NEU und die erste Publikation dieser Reihe: **Richard Wall – Persönliches Archiv, Erinnerung an die STWST 1979-1991**
Präsentation im Herbst – Datum tba



Vorbereitungen mit einer nächsten Protagonistin der frühen STWST laufen bereits.

MMXIX — 40 Jahre STWST — STAY UNFINISHED

1979 gegründet, wird die Stadtwerkstatt heuer 40 Jahre. Mit dem Jahresclaim STAY UNFINISHED geht es 2019 um Blicke auf die Kunst von früher und auf die Projekte von heute.
Von gestern bis morgen:
MMXIX. STAY UNFINISHED – Bleib unfertig. Gegen die Fertigen.

2019 — 40 Jahre STWST — ARCHIV

Der programmatische Appell STAY UNFINISHED beschreibt auch eine fokussierte Ausrichtung auf unerlässliche Archivtätigkeiten im 40. Jahr – und gibt einen Hinweis auf die große Menge und Vielschichtigkeit an Materialien, die sich über die vier Jahrzehnte angesammelt haben. Mit dem Arbeitstitel MMXIX – 40 Jahre STWST – ARCHIV wurde eine Extra-Arbeitsschiene im Jahr 2019 eröffnet, deren Ergebnisse sich zum kleinen Teil heuer und vor allem auch im kommenden Jahr, oder in den kommenden Jahren sehen werden lassen können. Ganz allgemein kann hinsichtlich des Archiv-Themas gesagt werden, dass STAY UNFINISHED innerhalb der Archivaufarbeitung Mut zur Langfristigkeit bedeutet.

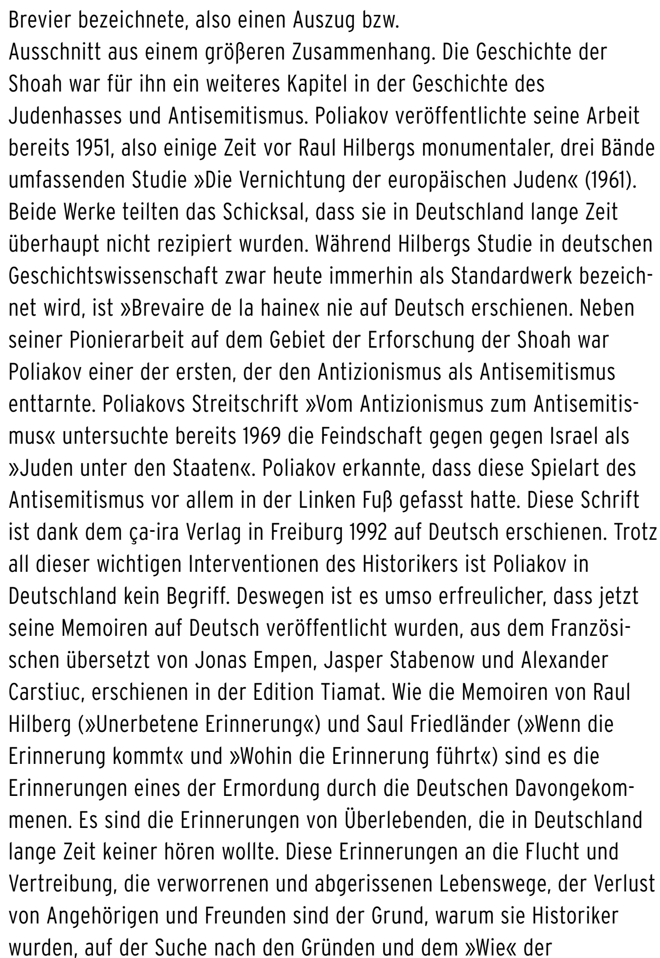
START: *archiv.stwst.at* -> Chronologie +++ Video-Archiv +++ Foto-Sammel-Server +++ Publikationen +++ Versorgerin-Archiv +++ Veranstaltungs-Archiv +++ und mehr

Leidenschaftlichkeit, abgeleitet von Leiden

Anselm Meyer über die auf Deutsch erschienenen Memoiren des Historikers Léon Poliakov.

Der jüdische Historiker Léon Poliakov (1910-1997) ist außerhalb Frankreichs, bzw. im deutschsprachigen Raum abseits eines interessierten Fachpublikums kaum bekannt. Dabei war Poliakov einer der profundesten Kenner der Geschichte des Antisemitismus, dessen achtbändige Studie von der Antike zur Gegenwart eines der Standardwerke zu diesem die Jahrhunderte überdauernden Ressentiments ist. Poliakov war darüber hinaus einer der Pioniere auf dem Gebiet der Holocaust-Forschung, lange bevor dieser Name gefunden wurde.

Er verfasste mit »Brevaire de la haine« eine der ersten systematischen Studien über die Geschichte der Verfolgung und Ermordung der Juden Europas. Poliakov verarbeitete dort vor allem seine Erkenntnisse, die er während seiner Tätigkeit für die Anklagebehörde der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse gemacht hatte. Seiner dortigen Teilnahme ging ein Zufall voraus: Isaac Schneerson, Cousin des Rabbiners Schneerson, spielte ihm den gesamten Aktenbestand der SS in Frankreich zu. Poliakov, der Deutsch lesen und sprechen konnte, wurde durch die eingehende Lektüre dieser Dokumente zum Experten der deutschen Besatzungsherrschaft in Frankreich, weswegen er Mitglied der französischen Delegation in Nürnberg wurde. Bezeichnend ist, dass er die Shoah als Brevier bezeichnete, also einen Auszug bzw. Ausschnitt aus einem größeren Zusammenhang. Die Geschichte der Shoah war für ihn ein weiteres Kapitel in der Geschichte des Judenhasses und Antisemitismus. Poliakov veröffentlichte seine Arbeit bereits 1951, also einige Zeit vor Raul Hilbergs monumentaler, drei Bände umfassenden Studie »Die Vernichtung der europäischen Juden« (1961). Beide Werke teilten das Schicksal, dass sie in Deutschland lange Zeit überhaupt nicht rezipiert wurden. Während Hilbergs Studie in deutschen Geschichtswissenschaft zwar heute immerhin als Standardwerk bezeichnet wird, ist »Brevaire de la haine« nie auf Deutsch erschienen. Neben seiner Pionierarbeit auf dem Gebiet der Erforschung der Shoah war Poliakov einer der ersten, der den Antizionismus als Antisemitismus enttarnte. Poliakovs Streitschrift »Vom Antizionismus zum Antisemitismus« untersuchte bereits 1969 die Feindschaft gegen gegen Israel als »Juden unter den Staaten«. Poliakov erkannte, dass diese Spielart des Antisemitismus vor allem in der Linken Fuß gefasst hatte. Diese Schrift ist dank dem ça-ira Verlag in Freiburg 1992 auf Deutsch erschienen. Trotz all dieser wichtigen Interventionen des Historikers ist Poliakov in Deutschland kein Begriff. Deswegen ist es umso erfreulicher, dass jetzt seine Memoiren auf Deutsch veröffentlicht wurden, aus dem Französischen übersetzt von Jonas Empen, Jasper Stabenow und Alexander Carstiuc, erschienen in der Edition Tiamat. Wie die Memoiren von Raul Hilberg (»Unerbetene Erinnerung«) und Saul Friedländer (»Wenn die Erinnerung kommt« und »Wohin die Erinnerung führt«) sind es die Erinnerungen eines der Ermordung durch die Deutschen Davongekommenen. Es sind die Erinnerungen von Überlebenden, die in Deutschland lange Zeit keiner hören wollte. Diese Erinnerungen an die Flucht und Vertreibung, die verworrenen und abgerissenen Lebenswege, der Verlust von Angehörigen und Freunden sind der Grund, warum sie Historiker wurden, auf der Suche nach den Gründen und dem »Wie« der Vernichtung. Wie Nicolas Berg in seiner großen Studie über die westdeutsche Geschichtswissenschaft nach 1945 zeigt, wurden die jüdischen Historiker, die sich mit der Shoah und dem NS beschäftigten, vielfach ignoriert und in ihrer Arbeit behindert. Dies betraf vor allem den frühen Mitstreiter von Poliakov, Joseph Wulf (1912-1974), der im für die Erforschung des Nationalsozialismus neugegründeten Institut für Zeitgeschichte keinen Verbündeten fand, sondern eine Institution, die ihn ausgrenzte und seine Arbeit aufgrund seiner Überlebenden-Biographie als subjektiv und zu leidenschaftlich desavouierte. Aber Leidenschaftlichkeit, abgeleitet von Leiden, war der Grund, warum Wulf und Poliakov sich als Historiker auf die Suche machten. In den Memoiren sind es denn auch die Jahre 1940 bis 1944, die Zeit der Shoah, die im Zentrum stehen. Poliakov veröffentlichte diesen zentralen Teil seiner Memoiren unter dem Titel »Die Musikantenwirtschaft« bereits 1981. Im vorliegenden Band ist dieser als zweiter Teil veröffentlicht, umrahmt von den Erinnerungen Poliakovs an seine Kindheit im zaristischen Russland, der Auswanderung der Familie nach Frankreich über Berlin und über die Zeit nach dem Krieg, die vor allem seinen Weg in die Geschichtswissenschaft schildern. Annette Wieviorka, selbst jüdische Shoah-Forscherin in Frankreich, liefert diese wichtigen editorischen Informationen in ihrem Vorwort. Das Nachwort, verfasst von Alexaner Carstiuc, erläutert Poliakovs Wirken im Kontext der Holocaust-Forschung sowie dessen weiteren Arbeiten zum Antisemitismus. Vorwort, Nachwort und der Text Poliakovs bieten so einen Überblick über das Leben und Schaffen des Historikers. Die nun vorliegenden Memoiren eignen sich so hervorragend als Einstieg für die Beschäftigung mit Poliakov.



Léon Poliakov im Juli 1952 während einer Konferenz im Schloss von Cerisy-la-Salle.

Poliakov wurde Historiker aufgrund seines Schicksals, ein der Vernichtung entkommender Jude zu sein. Ähnlich wie sein späterer Kollege Joseph Wulf, mit dem er einige Bände mit Originaldokumenten aus dem Nationalsozialismus und zur Shoah veröffentlichte, wollte auch er begreifen, was dem europäischen Judentum, und damit ihm selbst, durch die Deutschen widerfahren war. Er wollte herausfinden, »warum man mich umbringen wollte, mich und Millionen andere unschuldige Menschen«. Anders als Wulf, der erstaunlicherweise von Poliakov nicht erwähnt wird, war aber Poliakov nicht ein Überlebender der Lager. Während Wulf Auschwitz überlebte, und dort im Lagerwiderstand aktiv war, konnte Poliakov in Frankreich im Untergrund überleben, nachdem er als französischer Soldat in Kriegsgefangenschaft geraten war. Ein deutscher Offizier verhalf Poliakov zur Flucht nach Paris. Er machte sich auf in den unbesetzten Teil Frankreichs, d.h. in den vom Vichy-Regime regierten Teil. Poliakov schildert auf spannende Weise seinen Weg in den Untergrund, seine Aktivitäten im Umfeld des Rabbi Schneerson. Poliakov war Teil von dessen Gruppe »Praktizierende Israeliten«, die sich neben den religiösen Pflichten als Hilfsorganisation auch in Not geratenen Juden widmete und so gut es ging versuchte, deren Lage zu verbessern. Wie auch Varian Frys Schilderungen der Rettungsaktionen, schildert Poliakov die Wirren des Krieges, des Lebens im Untergrund bzw. im Widerstand gegen die deutsche Judenpolitik in Frankreich mit einem erstaunlich sanften, humorvollen Ton.

Es ist eine Geschichte, die, da sie sich im Westen Europas zutrug, nicht von Deportationszügen, Selektionen und dem Leben in den Vernichtungslagern handelt, obwohl all dies die drohende Kulisse ist, vor der die kleinen Geschichten von Zufällen, von klandestinen Operationen und auch der glücklichen Fügungen sich abspielen. Es sind die Geschichten, die für einige Juden die Rettung vor dem Schicksal der Ermordung in den Vernichtungslagern in Polen bedeuten. Es sind vor allem die Auseinandersetzungen mit Schneerson, der als orthodoxer Rabbiner auch angesichts der bedrohlichen Lage in Frankreich nichts von einer Aufweichung jüdischer Praxis wissen wollte, die der Schilderung Poliakovs eine komische Note verleihen. Poliakov selbst entging den ersten Deportationswellen aus Frankreich, denen vor allem staatenlose und polnische sowie sowjetische Juden zum Opfer fielen. Er fand Unterschlupf bei Freunden auf dem Lande. Poliakov kam in Marseille zur Résistance, und war bei der Rettung von zahlreichen Juden beteiligt, für die er gefälschte Papiere und Verstecke besorgte. Auf diese Aktivitäten bezieht sich der Titel »Musikantenwirtschaft«, der auf den im Untergrund entwickelten Code für die Rettung von Juden anspielt.

Poliakovs Memoiren sind deswegen auch eine Geschichte des Widerstands in Frankreich. Die Rettungsaktionen, an denen er beteiligt war, sind bis heute von der deutschen Forschung kaum wahrgenommen worden, so z.B. die spektakuläre Rettung von mehreren tausend Juden aus Nizza, in das schätzungsweise 25.000 Juden nach dem Rückzug Italiens aus Frankreich geflohen waren. Ebenso bemerkenswert ist die erstaunliche Geschichte der Region Le Chambon-sur-Lignon, einem abgelegenen Hochplateau, in dem sich eine streng protestantische Enklave über mehrere Jahrhunderte gehalten hatte. Durch die Hilfe vor Ort überlebten zwischen 3000 und 5000 Juden.

Wie eingangs erläutert wurde, kam Poliakov nicht aus akademischem Interesse zu seinem Thema, der Verfolgung der Juden. Es war die Erfahrung der Verfolgung, des Widerstands und des Überlebens, die ihn zum Historiker werden ließ. Wie Wulf war auch er Autodidakt, anders als Wulf allerdings konnte er eine akademische Kariere machen. Wulf blieb als Historiker in Deutschland ein Außenseiter.

Léon Poliakovs Lebensweg, vom in Russland geborenen Kind, über den Wehrdienst in der französischen Armee zum Resistance-Kämpfer und Teilnehmer an den Nürnberger Prozessen, ist nicht der Weg eines gewöhnlichen Historikers, es ist die Geschichte, wie sie nur die Verfolgung schreiben kann. Sie unterscheidet sich so grundsätzlich von denjenigen, die die deutschen Historiker vorzuweisen hatten. Es nimmt nicht wunder, dass Leute wie Poliakov in der deutschen NS-Forschung lange Zeit misstrauisch auf Abstand gehalten wurden, war diese doch damit beschäftigt, sich eine breite deutsche Widerstandsbewegung auszudenken und im wagnerischen Duktus den Nationalsozialismus samt seiner Verbrechen als überirdisches Schicksal, das über die Deutschen kam, zu verklären, und eben nicht analytisch klar zu erforschen. Diese Arbeit leisteten jüdische Pioniere wie Poliakov, dessen Memoiren, die sich streckenweise wie ein Kriminalroman lesen, zeigen, warum er diesen Weg ging.

Léon Poliakov: *St. Petersburg - Berlin - Paris. Memoiren eines Davongekommenen*, Edition Tiamat, Berlin 2019, aus dem Französischen von Jonas Empen, Jasper Stabenow und Alexander Carstiuc.

Anselm Meyer studierte Geschichte und Philosophie, arbeitet aktuell zur frühen jüdischen NS- und Shoah-Forschung und Wirtschaftsgeschichte des NS.

Roboterkommunismus – nur eine Utopie?

Mathias Beschorner über Aaron Bastani: Fully Automated Luxury Communism.

»The fact is, that civilisation requires slaves. The Greeks were quite right there. Unless there are slaves to do the ugly, horrible, uninteresting work, culture and contemplation become almost impossible. Human slavery is wrong, insecure, and demoralising. On mechanical slavery, on the slavery of the machine, the future of the world depends. […] Is this Utopian? A map of the world that does not include Utopia is not worth even glancing at, for it leaves out the one country at which Humanity is always landing. And when Humanity lands there, it looks out, and, seeing a better country, sets sail. Progress is the realisation of Utopias.«
Oscar Wilde: The Soul of Man under Socialism, 1891

Aaron Bastani ist Politikwissenschaftler und Mitbegründer von *Novara Media*. Bastani stellt eine starke Stimme innerhalb der britischen Linken dar und tritt oft als politischer Kommentator im Fernsehen auf. Einige seiner Ansichten zum Antisemitismusproblem innerhalb der Labour-Partei sowie dem Staat Israel sind äußerst fragwürdig und zu kritisieren. In *Fully Automated Luxury Communism* erörtert Bastani jedoch Ansätze einer postkapitalistischen Gesellschaft, in der die Güterproduktion zum überwiegenden Teil von künstlicher Intelligenz, Automatisierung und von Robotern organisiert würde.

»Communism is luxurious – or it isn't communism«

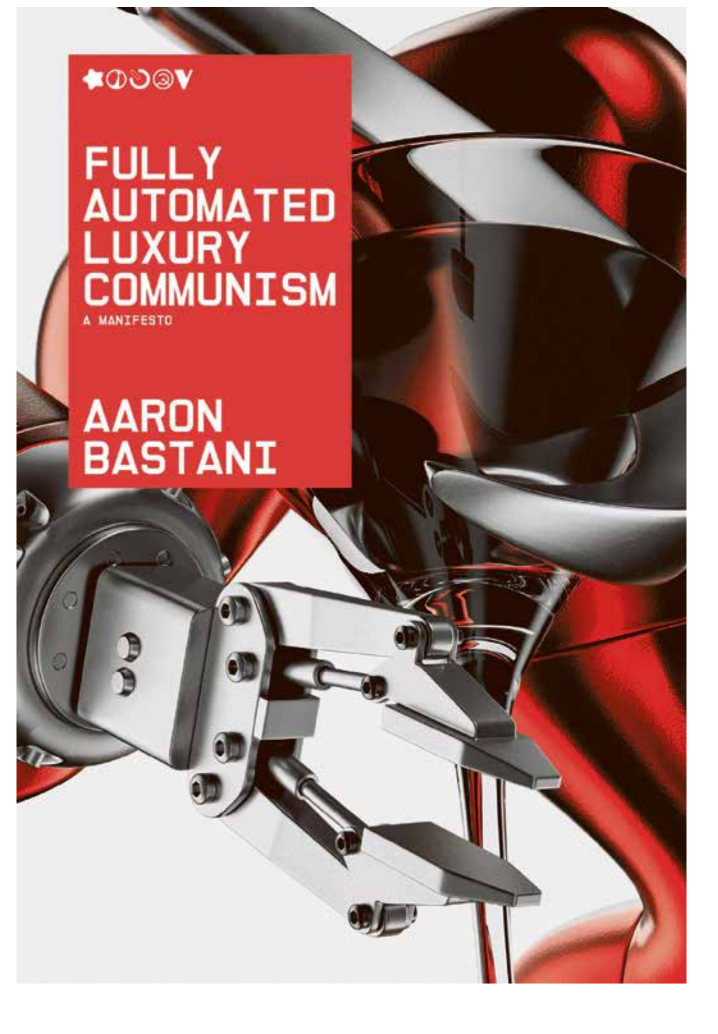
Mit Hegel und Marx lässt sich konstatieren, dass das »Reich der Freiheit« erst da beginnt, wo das »Reich der Notwendigkeit« drastisch eingeschränkt ist. Wie Andreas Arndt in *Geschichte und Freiheitsbewusstsein* weiter argumentiert, ist die Entwicklung des Freiheitsbewusstseins der Notwendigkeit jedoch nicht äußerlich – das wäre idealistischer Unfug –, sondern steht vermittelt *daneben*, was freilich nach einem entsprechenden »politischen Rahmen« »verlangt«.[1] Die Linke hat das mit der Freiheit, der Notwendigkeit und dem »politischen Rahmen« nie richtig verstanden: im Realsozialismus wurden Arbeit, Elend und Klasse vergöttert und die Marx'sche Losung »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!« kollektivistisch pervertiert. Zwar haben Neue Marx-Lektüre und Postmarxismus derartigem Denken zarte Risse versetzt; vollends emanzipiert hat sich die Linke davon jedoch nicht. Stephan Grigat hat das auch in der *Versorgerin* ausgeführt[2] und entsprechend auf dissidente Stimmen verwiesen. Erfreulicherweise bezieht sich Bastani mitunter auch auf Oscar Wilde. *Communism* benutzt Bastani zudem in Abgrenzung zum *Realsozialismus*; er stellt sich dagegen in die Tradition Marx' selbst, der damit eine Welt vor Augen hatte, »in which work is eliminated, scarcity replaced by abundance«.

Ein Ende vom *Ende der Geschichte*?

Auch nach dem von Francis Fukuyama postulierten *Ende der Geschichte* fällt der Linken dagegen kaum etwas ein, was sinnig über das Bestehende hinausweisen könnte: Postwachstumstheorien fallen z.B. deutlich hinter kapitalistische Vergesellschaftung zurück und bedienen das Bedürfnis nach naivem Idealismus, Verzichtsethik sowie Autoritarismus[3]. Liefert Bastani einen diskussionswürdigen Entwurf, der das Freiheitsbewusstsein im Sinne eines Hegelmarxismus weiterentwickeln könnte?
Bastani widmet sich zunächst kritisch den Thesen Fukuyamas und moniert zurecht deren Deutungshoheit. Fukuyama postulierte nicht das Ende der Zeit, sondern den Siegeszug der westlich und kapitalistisch verfassten Demokratie, die die finale Vergesellschaftungsform der Menschheit darstelle, ein postideologisches Ende eingeleitet hätte und in welcher keinerlei fundamentalen neuen politischen Ideen mehr aufkämen. Jedoch, so Bastani, zeugten Klimawandel und die soziale Frage von der Naivität dieser Thesen, obwohl sie als »sacrosanct« und »common sense« betrachtet würden. Bastani hebt fünf fundamentale Krisenproblematiken globalen Ausmaßes hervor: Klimawandel und globale Erwärmung, Ressourcenknappheit, alternde und rasant steigende Bevölkerung, durch technische Innovation verursachte Arbeitslosigkeit und Armut. Diese fünf Krisen untergraben laut Bastani die Fähigkeit des Kapitals ‚sich selbst zu heilen'. Dennoch sei es im Sinne Fukuyamas »easier to imagine the end of the world than the end of capitalism«. Doch was hat Bastani dieser Deutungshoheit entgegenzusetzen?

FALC – »A world beyond jobs, profit and even scarcity«

Bastani zeigt sich als ausgesprochener Kenner der politischen Ökonomien von Smith, Ricardo, Malthus und Keynes; darüber hinaus liefert er im Sinne des Untertitels des *Kapitals* eine überzeugende *Kritik der politischen Ökonomie*. Zudem bietet Bastani einen außerordentlich umfangreichen Überblick über technologische Innovationen und Wandlungsprozesse innerhalb der Moderne sowie der vergangenen Dekaden. Vor allem das 2. Kapitel überzeugt hierbei mit einer Fülle an Beispielen, die vom Energiesektor über das Gesundheitswesen bis hin zu den Potenzialen der Raumfahrt aufzeigen, dass eine postkapitalistisch strukturierte Gesellschaft mit Güterüberfluss möglich sei.
Hervorzuheben ist hierbei, dass Bastani keiner idealistischen Träumerei anhängt, sondern mit einer minutiösen Beobachtung von gesellschaftlichen Strukturen und technischen Entwicklungen arbeitet. Schon Marx sperrte sich dagegen, konkret auszumalen, wie eine befreite Gesellschaft aussehen könnte. Bastani liefert also keine absurde Science-Fiction, sondern empirisch fundierte Beobachtungen von staatlichen und nichtstaatlichen Akteuren. In Abgrenzung zur Malthusianischen Bevölkerungsfalle[4] und zu Keynes, führt er zudem ein Szenario an, in dem Güterknappheit besiegt sei. Mit Marx und gegen den Keynesianismus argumentiert er überzeugend, dass das kapitalistische System »politically contested« sei. Das Buch bietet auf 288 Seiten einen roten Faden, der immer wieder um die auch in der Sozialwissenschaft breit diskutierte These des *jobless growth* kreist. D.h., dass durch technische Rationalisierungen und Automatisierungsprozesse zusehends weniger menschliche Arbeitskraft im Produktionsprozess benötigt werde. Schon heute wird immer mehr physische und kognitive Arbeit von Robotern und Maschinen verrichtet. Tendenz steigend. Die Informationstechnologie wird damit zum Produktionsfaktor Nummer 1 und Roboter, Drohnen und Maschinen könnten in absehbarer Zeit die Ware menschliche Arbeitskraft vollends ersetzen. Dahingehend verweist Bastani darauf, dass Marx entgegen ‚falscher' Lesarten ausdrücklich die vom Kapitalverhältnis entfesselten Produktivkräfte in den höchsten Tönen lobte und verdeutlicht dies anhand eines Bezugs auf das *»Maschinenfragment«* aus den *Grundrissen*, das entgegen der exorbitanten Bedeutung des *Manifests der Kommunistischen Partei* kaum wahrgenommen werde. Schon in den *Grundrissen* verweist Marx jedoch auf die steigende Bedeutung von Informationen im Produktionsprozess. Jedoch dienen Informationstechnologie und Automatisierung von Produktion in einer kapitalistisch strukturierten Gesellschaft nicht menschlichen Bedürfnissen, sondern zum überwiegenden Teil der »Verwertung des Werts«. In Kombination mit einem Arbeitsfetischismus, den man quer durch alle politischen Lager antrifft, entstehen heute immer mehr sogenannte »Bullshit-Jobs« (David Graeber). Folgt man Marx, so kann die Entwicklung der Produktivkräfte jedoch Produktionsverhältnisse revolutionär sprengen, woraus neue Formen von Vergesellschaftung resultieren können. Die Weiterentwicklung der Produktivkräfte bildete damit schon bei Marx die grundlegende Voraussetzung zur Einschränkung des »Reichs der Notwendigkeit« und damit die Bedingung zur Emanzipation von menschlicher Arbeit. Dahingehend stellt Bastani das rationelle Ausnützen der Produktivkräfte unter einer damit einhergehenden Veränderung der Produktionsverhältnisse, einen Zugewinn an freier Zeit, Selbstbestimmung, Individualismus sowie Luxus für breite Bevölkerungsschichten in Aussicht. Bastanis Analyse des Status quo sowie die sich durch technische Innovationen ergebenden Möglichkeiten für eine potenziell postkapitalistische Gesellschaft machen den Hauptteil des Buches aus und lesen sich recht überzeugend.



»Luxury Populism«

Im abschließenden dritten Teil erläutert Bastani politische Strategien und entwirft in Abgrenzung zu einem rechten Populismus das Modell eines »Luxury Populism«. Damit richtet sich Bastani zugleich gegen Postwachstumstheorien und pocht stattdessen auf die materiellen Bedürfnisse breiter Bevölkerungsschichten. Eine politische Strategie jedoch, die nicht »red and green« sei, und damit nicht Individualismus einfordere sowie die Bedrohungen durch den Klimawandel reflektiere, sei zum Scheitern verurteilt; zudem hätte sie sich im Gegensatz zur traditionellen Arbeiterbewegung gegen die Arbeit an sich zu richten. Hierzu bedürfte es mitunter der Forderung umfassender Veränderungen im Transportwesen und öffentlicher Güterversorgung, womit Bastani auch ein bedingungsloses Grundeinkommen anführt. Wie bei allen technologischen Revolutionen in der Geschichte – Bastani streicht die neolithische, den Buchdruck und die industrielle Revolution heraus –, werden auch bei dieser die Veränderungen Jahrzehnte brauchen. Aber, so Bastani abschließend, es gehe nicht um die Zukunft, sondern um »a present which is already here«. In wieweit Bastanis politische Perspektiven und Strategien überzeugen, sei der Leserin überlassen.
Kritisch hervorzuheben sind mindestens jedoch zwei Punkte: 1. Bastanis Auseinandersetzung mit dem Neoliberalismus gerät bisweilen in ein simples Elitenbashing und vergisst, dass auch die herrschenden Klassen im Sinne Marx ‚lediglich' als »Charaktermasken« fungieren und damit nur bedingt intentionales Handeln vorliegt. 2. Bei allem Fortschrittsoptimismus hinsichtlich technischer Innovationen – Bastani verfällt hin und wieder recht deutlich in versteckte und offene teleologische Erwägungen – bleibt mit der kritischen Theorie zu reflektieren, dass technische Errungenschaften nicht zwangsläufig zu einem besseren gesellschaftlichen Zustand, sondern auch zu neuen Herrschaftsformen führen können. Darüber hinaus gelte es auch mit feministischen Ansätzen soziale Beziehungen, Care-Arbeit und das Verhältnis Mensch/Natur stärker zu hinterfragen, denn das bleibt Bastani deutlich schuldig. Ein vernunftgeleitetes Eingedenken von Erster und Zweiter Natur im Sinne der kritischen Theorie müsste dagegen die Grundlage bilden. Dass Bastani dies nicht reflektiert, ist offenkundig, und dennoch bleibt abschließend zu sagen, dass das Buch einige Ansätze bietet, die der Utopie eines Müßiggangs im Sinne Theodor W. Adornos zuträglich sein könnten: »auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen, ‚sein, sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung' könnte an Stelle von Prozeß, Tun, Erfüllen treten und so wahrhaft das Versprechen der dialektischen Logik einlösen, in ihren Ursprung zu münden.«[5]

Das Buch ist am 11. Juni bei *Versobooks* erschienen.

Bastani, Aaron (2019): *Fully Automated Luxury Communism.* Versobooks. New York und London, 288 Seiten, 20,99 Euro.

---

[1] Arndt, Andreas: Geschichte und Freiheitsbewusstsein. Zur Dialektik der Freiheit bei Hegel und Marx, Berlin 2015, S. 100ff.

[2] Grigat, Stephan: Die Arbeit nieder! In: Versorgerin Nr. 117.

[3] Siehe hierzu auch die vierte Ausgabe des Distanz-Magazins unter: *http://distanz-magazin.de/magazin/4-postwachstumskritik/*.

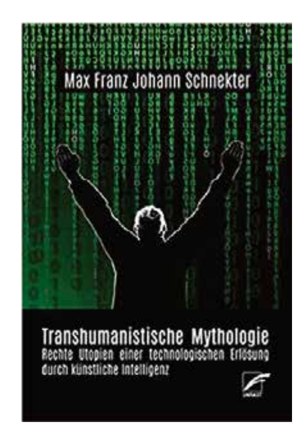
[4] Die von Thomas Malthus entwickelte Theorie der Bevölkerungsfalle hat große Bedeutung für Postwachstumstheorien und wird dort affirmativ verwendet. Hat diese Theorie für vorkapitalistische Gesellschaften noch gewisse Berechtigung, blamiert sie sich vor der Realität und den Möglichkeiten moderner Produktivkräfte.

[5] Adorno, Theodor W.: Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben: Sur l'eau. Digitale Bibliothek Band 97: Gesammelte Schriften, S. 1953-1955 (vgl. GS 4, S. 179).

Mathias Beschorner ist Historiker und freier Autor. Er lebt in Leipzig und hält die Herrschaft des »automatischen Subjekts« für menschengemacht.

Mit Ernst und Ironie

Frederik Fuß über Max Franz Johann Schnetker: Transhumanistische Mythologie.
Rechte Utopien einer technologischen Erlösung durch künstliche Intelligenz.

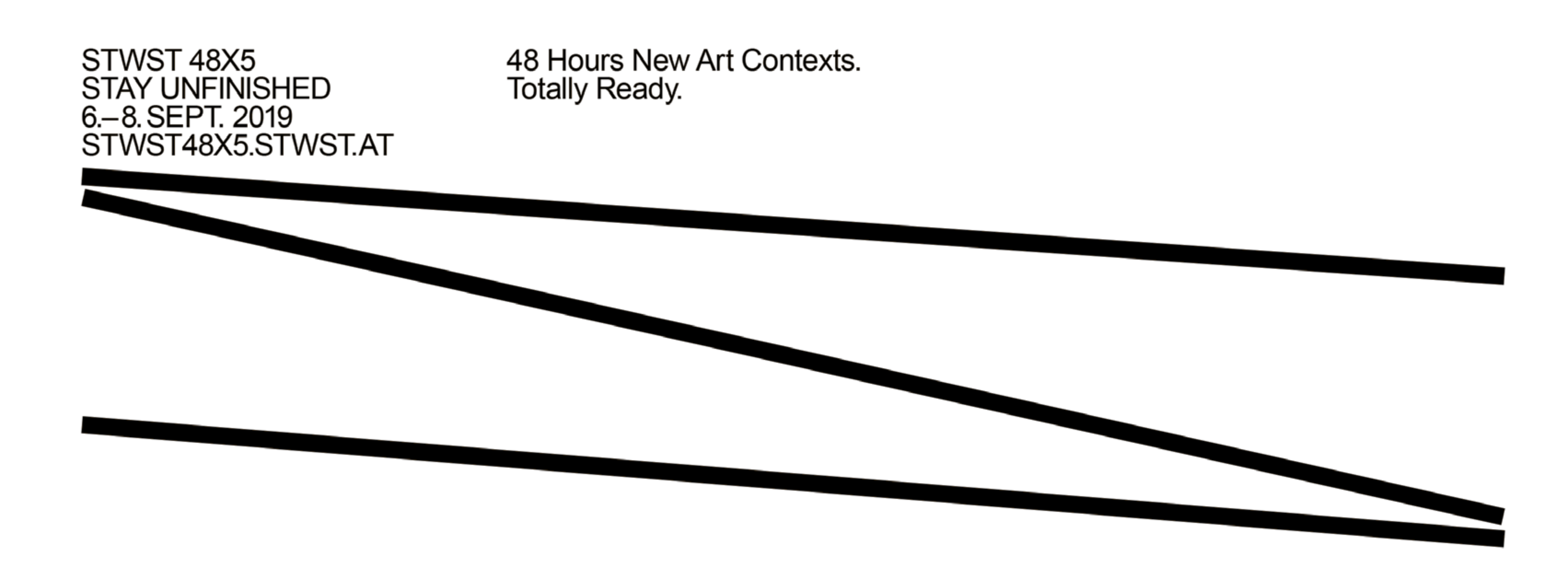


2006 beschrieb Gerhard Scheit in seiner Abhandlung über das Völkerrecht unter dem Titel »Der Wahn vom Weltsouverän« die Unmöglichkeit eines Weltstaates, die – kurz gesagt – daraus hervorgeht, dass ein Staat für die innere Stabilität stets den äußeren Feind braucht – zumindest potenziell. Er merkte auch an, dass die Science Fiction das Motiv des Weltsouveräns massenhaft aufgriff und das Problem der fehlenden zwischenstaatlichen Konkurrenz dahingehend auflöste, dass in den entsprechenden Filmen die Konkurrenz als eine interplanetarische inszeniert wird – es also stets eine wie auch immer beschaffene außerirdische Bedrohung gibt. Interessant an dieser Verquickung aus Science Fiction und Ideologie ist, dass sich diese nun neuerlich mit einem ähnlichen Prinzip unter anderen Vorzeichen vollzieht – im Transhumanismus. Max Franz Johann Schnetker beschreibt in dem Buch »Transhumanistische Mythologie. Rechte Utopien einer technologischen Erlösung durch künstliche Intelligenz«, das im März im Unrast Verlag erschienen ist, wie sich die Motive des calvinistischen Protestantismus und des Utilitarismus in einer neuen Form präsentieren, welche die technologische Entwicklung vermeintlich reflektiert und dabei Szenarien beschwört, wie sie eher aus Filmen wie »Terminator« oder »I Robot« bekannt sind.
Diese werden zur düsteren oder je nach Gusto auch utopischen Zukunft erklärt. Einer der exponierteren Vertreter und Vordenker der transhumanistischen Ideologie ist Nick Bostron, der die Idee des »Singleton« bzw. der »Singularität« entwickelt hat. Dabei geht Bostron davon aus, dass die technische Entwicklung einer Teleologie folgt, die in einer Super-KI (der Singularität) mündet, die als totale Instanz die Erde kontrolliert – ein technisches Äquivalent zu Scheits Weltsouverän.
Eine sich derart rasant entwickelnde und totale Kontrolle ausübende Superintelligenz würde, so die Vorstellung, auch nicht bei der Erde halt machen und sich letztlich auf das Universum ausdehnen – so löst der Transhumanismus die Schwierigkeiten des Weltsouveräns ganz ähnlich wie Science Fiction Filme auf.
Aber welche Rolle schreiben Leute wie Bostron den Menschen in solch einem Szenario zu?
Transhumanisten erklären den Menschen aus den aktuellen Gegebenheiten der Maschinen – will heißen, sie denken Körper und Geist nur als Rechenprozesse, die analog zu denen in einem Computer funktionieren. Der einzige Unterschied zwischen Mensch und Computer bestehe demnach in der Hardware – also Körper und Metallteile. Die Komplexität menschlicher Persönlichkeiten, reflexives Denken, ethische und moralische Vorstellungen sind in diesem Gedankenkonstrukt nichts weiter als mathematische Gleichungen. Auch wenn diese Gleichungen derzeit noch nicht vollends erkannt bzw. entschlüsselt werden können. Diesem Reduktionismus folgend, ist ein angestrebtes Ziel der Transhumanisten, den eigenen Geist – der ja nur ein Konglomerat aus Datentransfers ist – in Maschinen übertragen zu können. Der sterbliche Körper soll verlassen werden, um in der unsterblichen Maschine aufzugehen. Dass man sich selbst damit der Superintelligenz oder der Singularität annähert, liegt auf der Hand. Entsprechend hat Schnetker in dem Band herausgearbeitet, dass der transhumanistischen Ideologie einige projektive Leistungen zu Grunde liegen – Werte die im Kapitalismus besonders hochgehalten werden und die Transhumanisten für sich selbst gerne in Anspruch nehmen, werden auf die noch zu schaffende Superintelligenz projiziert, worin sich der Wunsch ausdrückt, selbst zum göttlichen Wesen zu werden. Umgekehrt werden somit notwendigerweise die abgespaltenen und verdrängten Seiten des Menschseins abgewertet. Das betrifft den eigenen Körper – der nicht zuletzt wegen seiner Sterblichkeit als unzureichend empfunden wird – aber auch diejenigen, die der Logik des Kapitals nicht ausreichend genügen. Für Müßiggänger und Überflüssige gibt es in der transhumanistischen Vorstellung keine Daseinsberechtigung, der Platz der ihnen zugewiesen wird, verdeutlicht sich in einem Gleichnis von Bostron: Mit der Industrialisierung wären Pferde zunehmend überflüssig und in Schlachthäuser verfrachtet worden. Durch die rasante Technologisierung, die der Transhumanismus annimmt, wird aber der größte Teil der Menschheit überflüssig. So kommt die Vorstellung zustande, dass sich das Denken und Handeln im Hier und Jetzt darauf einzurichten hat, dass man die unvermeidliche Entstehung der Superintelligenz fördert und für sie somit relevant sei. Dann würde sie dies entsprechend honorieren und einen vor der Schlachtbank bewahren. Diese vollkommen irrsinnigen und menschenfeindlichen Annahmen, die das bestehende Konkurrenzsystem radikalisieren und im Namen des vermeintlichen Fortschritts Massenmorde legitimieren, hätten ihren verdienten Platz in einem dystopischen Science Fiction Film finden müssen. Stattdessen hat sich dieses Denkgebäude zu einer anerkannten Philosophie gemausert, die an vielen Stellen auf Grund ihrer Obskurität eher harmlos daherkommt, letztlich aber das Potenzial hat, das ideologische Rüstzeug für einen autoritären Umbruch zu liefern. Besonders bedenklich wird es, betrachtet man, wo sich diese Gedanken ausbreiten: unter den Eliten des Silicon Valley und unter den zugehörigen Tech-Arbeitern. Also unter jenen, die die Kontrolle über Daten haben, die die Entwicklung der nächsten Jahre massiv beeinflussen könnten und mit transnationalen Konzernen und dem zugehörigen Großkapital verflochten sind.
Noch mag der Transhumanismus als politische Ideologie in diesen Schichten noch nicht die dominante Strömung sein, aber angesichts des faschistischen Potenzials, das ihm inne wohnt, lohnt es sich, diese Bewegung und ihre Ideologie näher zu betrachten und auch langfristig im Blick zu behalten.
Schnetker hat mit seinem Buch den Grundstein dafür gelegt, indem er die Ideenwelt der Transhumanisten akkurat aufgeschlüsselt und auf ihre Ursprünge zurückgeführt hat. Dabei zeigt er ihre Widersprüche auf und wie diese in der transhumanistischen Vorstellung vermeintlich gelöst oder geleugnet werden. Mit Ernst und Ironie – also dem Gegenstand absolut angemessen – entblößt er die ach so rationale Weltanschauung als säkularen Mythos.

Max Franz Johann Schnetker: *Transhumanistische Mythologie. Rechte Utopien einer technologischen Erlösung durch künstliche Intelligenz.*
ISBN 978-3-89771-264-5, Unrast Verlag
Münster, März 2019, 136 Seiten, 12,80 EUR.

Frederik Fuß ist Sozialarbeiter, lebt in Bielefeld und gibt die »Tsveyfl - dissensorientierte Zeitschrift« mit heraus. Zuletzt erschien der von ihm herausgegebene Sammelband »Der vergessene Marxismus - Beiträge der jugoslawischen Praxis-Gruppe«.

Gegründet als Künstlerkollektiv, feiert die Stadtwerkstatt, ein seit 1979 bestehender autonomer Kulturraum, heuer das 40-jährige Bestehen. Auch deshalb arbeitet STWST48x5, die fünfte Ausgabe der jährlichen 48-stündigen Showcase-Extravaganza mit STAY UNFINISHED als thematischem Ansatz. STAY UNFINISHED betrachtet über eine immer neue Kunst die Vergangenheit und das Heute. Dabei geht es um Geschichte, um das Jetzt, vor allem aber um Prozess und Transformation. Wir wollen weder fertig werden noch abschließen – immer gilt es, gegen das Fertige und die Fertigen anzudenken. Mit STAY UNFINISHED suchen wir Koalitionen mit Kunst und Gesellschaften, die sich weiterentwickeln und sich ständig in Richtung möglicher Utopien, offener Gesellschaften und sich permanent erweiternder Kunstkontexte bewegen.



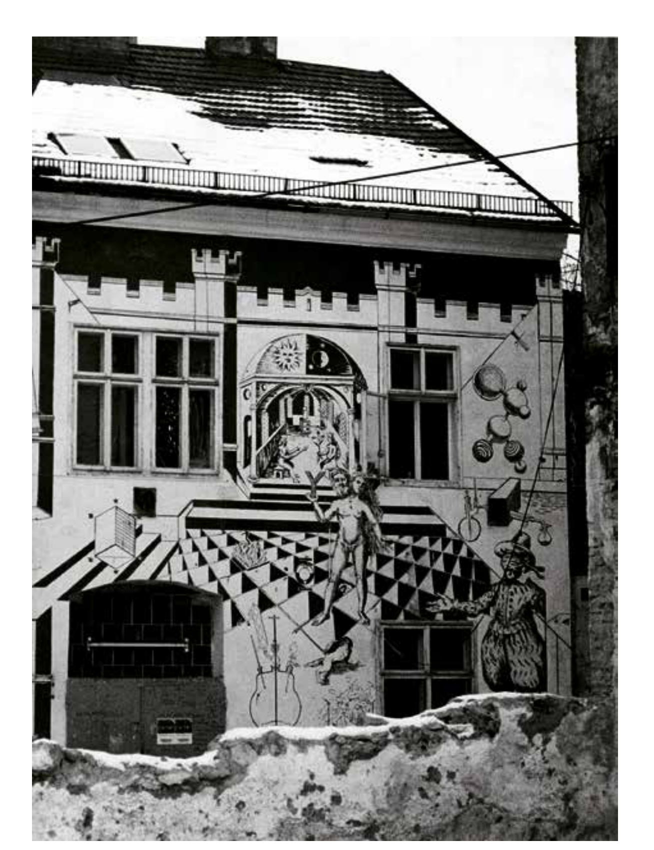
Kunst, die unfinished bleibt

Ein Dialog von *Franz Xaver* und *Tanja Brandmayr* anlässlich der Showcase-Extravaganza STWST48x5 STAY UNFINISHED, die von 6.-8. September in der Stadtwerkstatt läuft – und Überlegungen zu einem ungegrabenen Loch, das ohne tieferen Grund bleibt.

[FASSADE]

Tanja Brandmayr: Xav, beginnen wir mit STWST48x5 und kratzen wir zuerst an der Fassade: Unter dem Titel Previous Layers wird heuer eine sichtbare Referenz auf ein spezielles Projekt der STWST-Geschichte gesetzt – die Fassadengestaltung Sgraffito Alchemia von 1983. Sgraffito Alchemia ist ein sehr frühes Projekt, das federführend durch Georg Ritter auf der Fassade der alten STWST entstanden ist, damals sozusagen als Kunst-Schutzschild. 1990 wurde die alte Stadtwerkstatt letzten Endes abgerissen und damit auch das Sgraffito zerstört. Ein Bild des Sgraffitos der alten Hausfassade wird nun während STWST48x5 auf die Fassade des heutigen STWST-Gebäudes projiziert, ein Hinweis auf das 40jährige Bestehen des Hauses und ein Hinweis auf die Geschichte der STWST. Was quasi auch den Gedanken der Previous Layers zu folgenden beiden Dingen darstellt: Im Eingangsbereich des Hauses wurde heuer auch in die Wände gearbeitet. Mit dem in die Mauer gemeißelten Claim STAY UNFINISHED wurden einige Schichten der Mauer im Eingangsbereich freigelegt und es wird mit STAY UNFINISHED außerdem auf das ewig Unabgeschlossene von Kunst und Gesellschaft hingedeutet. Mit der Thematisierung der Fassade wird aber auch ein anderer Gedankengang geschlagen, denn es geht auch um eine seit damals immer wieder praktizierte und permanent wechselnde Nutzung der Fassade als künstlerisch zu gestaltende Fläche. Kannst du generell zur Fassade als künstlerisches Display, vielleicht zu anderen Fassadenprojekten, oder auch speziell zur aktuellen Fassadeninstallation Efeu Ex, auf die ja nun projiziert wird, etwas sagen?

Franz Xaver: Ich habe zwar das alte Haus der STWST gekannt, habe mich aber erst relativ spät mit dem Thema der Fassade beschäftigt. Es war schon das neue Haus in der Kirchengasse 4, bei dem die Fassade immer wieder mit Projekten bespielt wurde. Ich kann mich da eine einen Präsidentenwahlkampf von Heinz Baumüller, aber auch an das Projekt Goldhaube erinnern, bei dem die Fassade komplett mit Goldfolie zugekleistert war.
An sich ist es ja eigentlich ein Zeichen der Geringschätzung einem Werk oder Projekt gegenüber, wenn man es nach einer gewissen Zeit wieder zerstört. Kunst wird dadurch nur zur Deko. Wir suchten aber hinsichtlich der Fassade eine andere Möglichkeit, wie wir diese »bespielen« konnten. Keinesfalls wollten wir wieder eine fixe Grafik, ein Bild oder eine Kunstinstallation auf der Fassade umsetzen. Und dann, schon im Haus Kirchengasse 4, kamen Georg Ritter und ich auf die Idee, dass wir eigentlich ein unfertiges Werk, den Entstehungsprozess eines Werkes als Skulptur auf der Fassade zeigen sollten. Zu dieser Zeit arbeitete ich an einem Labor für visuelle Medien an der Hochschule für angewandte Kunst, wo es auch um dieses Thema ging. Die Kunst wechselte Ende der 80er Jahre und in den Folgejahren vom Atelier ins Labor. Diese Idee der unfertigen Fassade konnte ich sehr gut nachvollziehen und der Prozess wurde zum Inhalt. Für das Fassadenprojekt Wild Ivy (1993) kamen als Material vorerst nur Elektrizität und Licht in Frage. Der Prozess als eigene Instanz war ein häufiges Thema für die Kunst in dieser Zeit.
Damals wurde auch bereits die Idee geboren, beleuchtete Fenster mit in das Steuerungskonzept mit einzubeziehen. Seit einigen Jahren gibt es mit »Efeu Ex« auf der Fassade nun eine Weiterführung dieses ursprünglichen Konzeptes, allerdings mit anderen Mitteln – mit einer Begrünung und einem Zusammenwirken von Pflanzen und Maschinen, und einer Thematisierung von Information über Begrifflichkeiten der Natur, was wiederum eine weiter gefasste prozesshafte Auseinandersetzung darstellt, die in der STWST über das Infolab gemacht wird.



Sgraffito Alchemia (1983)



[LOCH]

Tanja Brandmayr: Themenwechsel, bzw wechsle ich damit zum Loch, das wir heuer graben wollten. Das heißt, zu Beginn der Planungen von STWST48x5 STAY UNFINISHED wollten wir ein tatsächliches, überdimensioniertes Loch graben, als unabgeschlossenes »Unfinished«-Projekt, wozu wir auch möglichst viele Leute einladen wollten, unser eigenes Umfeld bis hin zu einer hiesigen Szene, die vielleicht besonders aktuell nicht mehr ganz versteht, was die reguläre Kulturtätigkeit und eine reguläre Kunstproduktion noch bedeuten, wenn Motohalls Kulturförderung erhalten, bis hin zum internationalen Ars-Publikum, das sich vielleicht für ein wirklich anderes Programm an der sogenannten Schnittstelle von Kunst, Technologie und Gesellschaft begeistern hätte können. Trotz vieler Bemühungen ist es am Ort gescheitert, an dem dieses Kunstloch möglich werden hätte können – und wir haben doch einige Ansätze durchgespielt. Wir haben nun tatsächlich zwei Projekte, die aus diesen grundsätzlichen Überlegungen resultieren – ich reiße nur an, denn das kann im Programm selbst durchgelesen werden: Mein »Deep Drilling for Contracts« geht in die symbolische Tiefe der Abmachungen, dein »Sandhole« ist ein konkav ausgehöhltes Sandloch, das letzten Endes in die Höhe geht – sprich, das konkave Loch empfängt Wasserstoffstrahlung aus dem Universum. Und damit zurück zur Ursprungsidee des Loches: Mir gefällt die Idee des Loches als irrationaler Akt, als in die Tiefe gerichtete Geometrie, als ungereinigter Sinnschlick, als unabgeschlossen bleibendes Subprojekt, als Zone, in der sich Dinge anders verbinden als an der Oberfläche. Letzteres ist nun eine Referenz an die Theorie, die ich für meine Quasikunst gerne bemühe, aber auch dazu kann an anderer Stelle nachgelesen werden. Was fasziniert nun dich an dieser Idee eines Loches, das ohne tieferen Grund bleibt? Nennen wir es vielleicht sogar die Idee eines Anti-Negativ-Raumes?

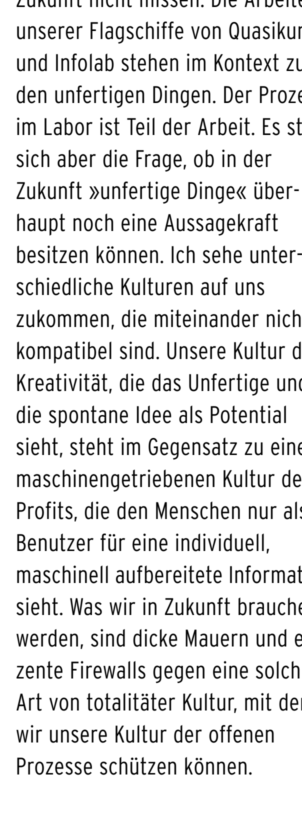
Franz Xaver: Mit dem Anti-Negativen-Raum meinst du vielleicht das »Nichts« das hier die Quasikunst mit dem Infolab verbindet. Dahinter steht ein immer wiederkehrender Gedanke: Um mit einer Skulptur ein »Etwas« zu schaffen, ist es notwendig, auch die negative Form, »das nicht Vorhandene« mit einzubeziehen. Zuerst muss man Raum schaffen und das »Nichts« denken um Platz für das »Etwas« zu bekommen. Die Oberfläche wird zum Übergang, zur äußersten Hülle, zum Interface. Sie wird daduch zum wichtigsten Element einer Skulptur. Es ist die langsame Entstehung des »Nichts«, die bei der Erarbeitung eines »Lochs« Bedeutung kommt. Im Sinn von »Unfinshed« ist es der Prozess, bei dem das Loch geschaffen wird und ein immer größer werdendes »Nichts« hervorbringt. Das Loch darf nie fertig werden. Es muss immer tiefer und tiefer gegraben werden. Es ist wie bei einem immer wiederkehrenden Traum. Ich sehe ein unglaublich riesiges Loch, in dem Künstlerinnen mit Schaufel und Schubkarre stehen und Material abtransportieren um »Etwas« zu schaffen.
Warum wir uns im Zeitalter der Maschinen händisch abmühen, ist mir noch unklar. Die Form des Loches sehe ich als großes Parabol. Denn nur bei einer paraboliden Form eines Lochs ist es möglich, dass man ohne Hilfsmittel oder Stützschalung immer weitergräbt und das Material auf spiralenförmigen Pfaden aus dem Loch transportiert. Dass es in einem konkaven Loch automatisch zu einem Brennpunkt kommt, ist eine Begleiterscheinung. In diesem Brennpunkt lässt sich sehr leicht die Stahlung des Universums bündeln und somit die Vergangenheit in die Gegenwart holen. Das »Nichts« in Form eines Lochs, oder auch der Übergang, wird dadurch zur Zeitmaschine.

Eine weitere Metaebene eines unfertigen Lochs sind die Begriffsdeutungen. Etwas/nichts, innen/außen, da/dort, Leben/Tod, etc. Wir leben in Feldern mit entgegengesetzten Begriffen. Die Felder sind meist sehr subjektiv und bedeuten für verschiedene Personen unterschiedlichste Dinge. Über »Kultur« versuchen wir uns über die Bedeutung von diesen Begriffen zu einigen. Wir suchen dafür gemeinsame Nenner. Diese Begriffe werden dadurch immer weiter objektiviert, was in Folge die Kommunikation zwischen Individuen zunächst erleichtert. 1 und 0, das Etwas und das Nichts, sind sehr objektivierte Begriffe. Sie sind auch die kleinste Einheit der Informatik. Um eine maschinelle Informationsverarbeitung zu ermöglichen, müssen aber möglichst viele Begriffe vereinheitlicht werden. Wir sind dadurch in einem großen Umbruch unserer Kultur, der aus dem digitalen Zeitalter resultiert. Die fortschreitende Objektivierung unseres Alltag wirkt den individuellen und subjektiven Empfindungen der Menschen entgegen. Leider ist das Interesse sehr gering, diese Entwicklung kritisch zu hinterfragen. In der Informationsflut dringen persönliche, individuelle Standpunkte nicht mehr durch. Wir als gesamte Gesellschaft stellen uns leider nicht die Frage, ob wir diese Entwicklung überhaupt wollen. Dadurch bleibt uns in der STWST nichts anderes über als weiter am NICHTS zu formen, zu graben und zu hoffen, dass das Loch immer größer wird um irgendwann Platz für was Neues zu haben.

[HAUSPRODUKTION]

Tanja Brandmayr: Schließen wir mit einem wesentlichen Punkt bei STWST48 an, mit der hauseigenen Kunstproduktion, die längerfristige Entwicklung von Projekten innerhalb der »New Art Contexts«. Wir haben hier neben den oben bereits genannten heuer Projekte von taro, der sich der Thematik der Mycelien widmet, andererseits Jakob Breitwieser mit seinem No-Float-Konstrukt. Michael Aschauer, der dem Haus seit längerer Zeit verbunden ist, präsentiert zwei Arbeiten eines Blockchain-Ad-Absurdums. Diese Arbeiten stehen alle im engen inhaltlichen Zusammenhang mit längerfristigen Hausthematiken und Projektschienen – mit einer Ongoing-Kunstproduktion. Darum »dürfen« ja auch wir beide innerhalb des Show-Formats präsentieren: weil es ganz wesentlich ist, dass der Space STWST aus einer Produktion heraus immer noch Artist-Run ist, und aus den nach vorne gerichteten »New Art Contexts« Positionen vertritt und Kritik übt, inklusive aller Faktoren, die nur innerhalb von Entwicklung und Umsetzungsstrategien schlagend werden. Versus eines um sich greifenden »Plattformcharakters« von Kunst. Dieser gibt sich mit einer in den Vordergrund getretenen Einladungspolicy gerne diskursiv, bietet unter der Oberfläche aber zu oft kaum mehr etwas außer einen inhaltlichen Mess, über dessen megalomanischen Schlund sich gerade mal noch strategische Karriereplanungen und die Side-Talks zur Kunst abspielen können … und aus diesen Gedanken heraus – und eigene Arbeiten hin oder her: Ich habe oft das Gefühl, dass in 100 Jahren etwas völlig anderes als relevant erachtet werden wird, als wir heute glauben, mein Gefühl für den Zeitgeist ist der eines allumfassenden Übergangsopportunismus, der uns alle mehr als weniger blind macht. Was meinst du dazu? Bzw anders gefragt: Was glaubst du, dass übrigbleiben wird? Aus einem Gedanken von 100 Jahre STWST in der Zukunft oder auch ganz generell?

Franz Xaver: Ich bin froh dass es in der STWST überhaupt noch Personen gibt, die etwas referenzieren wollen. Personen, die sich eine Meinung bilden und diese gegen andere Sichtweisen vertreten können und wollen. Diese Auseinandersetzung ist für eine Weiterentwicklung in einem Haus Kirchengasse 4, in dem Kreativität höchste Priorität hat, unabdingbar. Verschiedene Sichtweisen befruchten sich und diese Situation will ich in Zukunft nicht missen. Die Arbeiten unserer Flagschiffe von Quasikunst und Infolab stehen im Kontext zu den unfertigen Dingen. Der Prozess im Labor ist Teil der Arbeit. Es stellt sich aber die Frage, ob in der Zukunft »unfertige Dinge« überhaupt noch eine Aussagekraft besitzen können. Ich sehe sehr unterschiedliche Kulturen auf uns zukommen, die miteinander nicht kompatibel sind. Unsere Kultur der Kreativität, die das Unfertige und die spontane Idee als Potential sieht, steht im Gegensatz zu einer maschinengetriebenen Kultur des Profits, die den Menschen nur als Benutzer für eine individuell, maschinell aufbereitete Information sieht. Was wir in Zukunft brauchen werden, sind dicke Mauern und effizente Firewalls gegen eine solche Art von totalitäter Kultur, mit der wir unsere Kultur der offenen Prozesse schützen können.


»Stay unfinished« im Foyer der STWST

[INTERNATIONALITÄT]

Tanja Brandmayr: Wie du bereits gesagt hast, bei STWST48x5 verweisen wir mit STAY UNFINISHED vor allem auf per se unabgeschlossene Entwicklungen. Es gibt unter dem Titel UNFINISHED CLUB zwei Nächte mit insgesamt 10 Sessions von UNFINISHED CODE bis UNFINISHED DREAM. Diese 10 Sessions laufen die Freitag- und Samstagnacht bis in den Morgen, dauern jeweils 90 Minuten und sind international besetzt. Dies ist hier ein Hinweis auf unsere Mitkuratorin Shu Lea Cheang, die hier vor allem gewirkt hat. Mit ihr war die STWST zuletzt mit der Mycelium Network Society bei der Biennale Taipeh eingeladen. Vielleicht kannst du ein paar Worte zum internationalen Kunstbetrieb sagen und was die STWST hier für eine Position einnimmt oder in Zukunft einnehmen sollte.

Franz Xaver: Ausgangsituation ist die globalisierte, vernetzten Welt. Information ist fast schon überall gleich schnell vorhanden. Nur mit neuen, antigeografischen Konzepten kann sich Kunst in dieser vernetzen Welt entwickeln. Basis für alles ist die maschinelle Informationsverarbeitung. Die STWST hat das alles sehr früh erkannt und dadurch vor 20 Jahren eigene Medienvereine gegründet, die unsere Positionen medial unabhängig vermitteln zu können. Unsere Positionen sind vor allem in der Kreativität und Kunst zu finden. In der STWST hat sich die Kunst noch nie an ästhetischen Gesichtspunkten einzelner Genres orientiert. Es geht und ging immer um die Gesamtheit, es geht um die Einbeziehung von sozialen und politischen Situationen und der Einbeziehung des Unabgeschlossenen.

Mit dem Kontext zur Natur und dem gegenüberliegenden Begriff der Kunst in unserem Infolab haben wir in den letzten Jahren international großen Erfolg gehabt. Wir waren bei der Transmediale in Berlin, beim Pixel Festival in Bergen und voriges Jahr auch noch auf der Biennale in Taipeh. Grundlage dafür war in den letzten Jahren »stwst48«, und heuer führen wir dieses 48-Stunden-Event zum fünften Mal durch. Der internationale Austausch schafft uns eine Dialogebene. Die Schritte dorthin waren die Erweiterung unserer Arbeits- und Aktionsräume, da das Haus der STWST aus allen Nähten platzt. In den letzten 10 Jahren haben wir eine Werkstatt und ein Lager gemietet, und wir haben den internationalen Dialog über unser »Artist in Residence«-Programm auf dem Schiff Eleonore geführt. Dieser Dialog führte etwa über die Themen der Natur und des Wassers zu einer Kunst nach den Neuen Medien.

[GESCHICHTE]

Tanja Brandmayr: Ich komme gegen Ende zurück zur Geschichte der STWST. Es gab und gibt seit einigen Jahren eine eingeschlagene Richtung einer Aufarbeitung der Geschichte der STWST – oder einer (Wieder-) Sichtbarmachung von wegweisenden Projekten und der kollektiven Sphäre des Hauses. Die Archiv-Thematik ist zudem eine DER Thematiken der Zeit, mit all ihren Schwierigkeiten der Aufarbeitung. Um nochmal konkret zu werden: Die STWST setzt heuer einige Schlaglichter auf die Geschichte. Es werden in Live-Sessions innerhalb des oben genannten UNFINISHED CLUBS frühere und aktuelle Positionen vermittelt: Die von dir initiierte SeefahrerInnen-sprich-MedientheoretikerInnen-Crew Captain Mnemo beginnt unter dem Titel »Unfinished Business« eine LIVE-Fernsehshow, die die Medienperspektiven der 80er Jahre und von heute reflektiert, mit diversen Gästen. Thomas Lehner aus der früheren STWST scannt in seinem Videovortrag »Unfinished Archive« die STWST-TV-Sendungen, die seit Mitte der 80er Jahre während der diversen Ars Electronicas präsentiert wurden – und spricht über diverse Hintergründe. Und Laura McGough komplementiert in »Unfinished Access« sozusagen international und erzählt unter dem Titel »Making a Scene« über öffentlich-rechtliche Fernsehformate in den Vereinigten Staaten, die von 1972 bis 1994 von Künstlern und Künstlerinnen gestaltet wurden. Was erwartet uns hier?

Franz Xaver: Die STWST steht für einen Ort, an dem alles gedacht und umgesetzt werden kann. Die Weichen dafür haben vor 40 Jahren die GründerInnen der STWST gelegt. Diese Positionen haben gehalten und sind immer noch Grundgerüst für unseren Kreativitätsraum von heute. Die letzten 40 Jahre waren gesellschaftlich von der Entwicklung der Medien geprägt – es änderte sich mehr, als das oft heute scheint. Es waren zuerst die staatlichen Medien, die sogenannten Pushmedien, mit denen wir unzufrieden waren. Wir zeigten damals Modelle, wie aktives Fernsehen umgesetzt werden kann. Sender- und Empfängerpositionen wurden vertauscht. Erste Rückmeldekanäle wurden in den Informationsfluss eingebaut und es fanden somit neben dem »Prix Ars Electronica« die ersten Interaktionen im Fernseh-Kunst-Kontext statt. Neben der STWST gab es in diesem Bereich in Europa noch Ponton und Van Gogh TV. Weiters fällt mir Radio Frigo in Lion, RAMS und Radio Subcom in Wien ein. An alle diese frühen Auseinandersetzungen mit den Push-Medien will sich Captain Mnemo (Leo Findeisen) mit Eleonore-TV erinnern. Gerade diese Aktionen sind wichtig, wenn man eine kritische Position zu den Pullmedien, die mit dem Internet kamen, aufbauen möchte. Ohne diese Geschichte ist eine Netzkritik für mich undenkbar. Bei einer der ersten Pilotsendungen EleonoreTV - Cpt Mnemo bei STWST48 sind folgende Personen eingeladen: Alf Altendorf, Mike Hentz, Benjamin Heidersberger, Stubnitz Blo, Claudia Blaser und Tilmann Baumgärtel.

Da wir nun bei der Netzkritik angekommen sind, muss ich noch auf eine weitere Veranstaltung von STWST48 hinweisen. Es geht um den Begriff der Netzkunst. Mit UNFINISHED LIST werden fünf Mailinglisten der Netzkunst live auf Radio FRO zusammen ein Programm machen. Am Ende kompostiert Shu Lea Cheang in ihrer Performance »Composting the Net« symbolisch diese Archive der Netzkunst.
UNFINISHED LIST, das sind Mailinglisten rund um Ted Byfield, Felix Stalder, Beryl Graham, Sarah Cook, Valie Djordjević, Kathy Rae Huffman, Diana McCarty, Ushi Reiter, Elena Robles Mateo, Renate Ferro, Tim Murray, Inke Arns, Andreas Broeckmann, Geert Lovink
COMPOSTING THE NET - Shu Lea Cheang Sonntag 13.00 bis 18.00 Radio Fro

[40 JAHRE – STWST und ARS]

Tanja Brandmayr: Oben wurde die Ars Electronica erwähnt. Es ist kein Geheimnis, dass es neben den Ars-Kooperationen immer wieder Kritik bis Streitereien gab, wobei ich persönlich die autonome Haltung des Hauses und eine größere politische Kritik oder Medienkunstkritik als das wesentlichere Faktum erachte, als den Widerstand gegen die Ars. Das ist ja nur die gekräuselte Oberfläche an einer tieferen Kritik gegenüber dem System, so symptomatisch sich hier manche Punkte auch präsentieren. Nun wird es im Lentos eine Ars-Ausstellung geben, wo anlässlich des 40-Jahr-Jubiläums, auch der Ars, Arbeiten der STWST präsentiert werden – leider nur von der Ars Electronica durchgeführt. Wir müssen hier leider sagen, dass diese Präsentation völlig ohne Mitwirkung der STWST erfolgt ist.

Franz Xaver: Jede Gesellschaft braucht eine Spiegel, obwohl das in der neuen logisch konstruierten Welt aus logischen Gründen nicht mehr nachvollziehbar ist. Wir machen mit Kritik trotzdem weiter, weil wir es als unsere Pflicht sehen, die Welt rund um uns wahrzunehmen und zu kommentieren. Wir dürfen nicht den Kopf un den Sand stecken und alles ungelesen ankreuzen. NEIN NEIN NEIN. Das ist der falsche Weg. Und ja, die Arbeitsgebiete haben sich vielleicht in den 40 Jahren durch verschiedene Entwicklungen in Gesellschaft geändert. Wir waren die Generation, in der alles passierte: Es war der Hippie-Gedanke, es war die Plastikgesellschaft. Und wir verloren fast jeden politischen Kampf: Wir kämpften für Aufklärung, die Umwelt, soziale Gerechtigkeit, gegen Neoliberalismus und Verdummung. Es nützte alles nichts. Wir sind aber immer noch nicht verstummt. Aber es war das einzige und richtige Konzept, es war die Basis, wir konnten 40 Jahre Kreativität und unsere Autonomie halten: Es war die Stadtwerkstatt vor 40 Jahren, die einen möglichen Pfad auszutreten begann. Linz brachte es zur »Unesco City of Media Art«. Die STWST hat in den letzen 40 Jahren einmal einen lächerlichen Staatspreis für Medienkunst erhalten, an den sich niemand mehr erinnern möchte. Um diese autonomen Positionen zu dokumentieren, ist in unserem Gesellschaftsystem leider kein Geld mehr vorgesehen. Es läuft anscheinend alles bestens und zu aller Zufriedenheit, in unserer zukünftigen neuen Gesellschaftsordnung ist nicht einmal mehr Platz für Kritik vorgesehen.

[WITZ]

Tanja Brandmayr: Zum Abschluss ein Witz, den ich aus einem Buch von Markus Metz und Georg Seeßlen habe, aus »Geld frisst Kunst Kunst frisst Geld«: »Wenn zwei Künstler miteinander reden, dann sprechen sie über Geld. Wenn zwei Banker miteinander reden, dann sprechen sie über Kunst.« Lustig?

…

Franz Xaver und Tanja Brandmayr arbeiten für die Stadtwerkstatt.

Wie Michel Serres lesen, ohne zu verzweifeln?

Fragen an *Gerhard Fröhlich.*

Der Wissenschaftshistoriker und Philosoph Michel Serres, ist am 1. Juni 2019 verstorben. Im Gespräch mit Gerhard Fröhlich sind weniger Serres konventionell geschriebene wissenschaftshistorischen Texte von Interesse, sondern eher die experimentellen Bücher (»Der Parasit«, die fünf Bände des »Hermes« oder »Die fünf Sinne«). Es ging auch nicht um einen biographischen Nachruf, sondern im Kern um die Fragen: Warum soll man diese Bücher lesen? Wie soll man sie lesen? Und: Wer soll sie lesen?

Versorgerin: Warum Serres?

Gerhard Fröhlich: Ich kann nur über »meinen« Serres sprechen und wie ich mich mit ihm arrangiert habe. Alexander Kluge (Filmregisseur und Partner von Oskar Negt bei zahlreichen dicken Bänden) sagte einmal, dass ein Film im Gehirn der ZuschauerInnen entsteht und er als Regisseur nur ein bisschen Reize liefern könne. Selbstverständlich entsteht ein Buch (oder sagen wir besser: entstehen signifikante, wichtige Botschaften) in unseren Gehirnen – ich würde sogar sagen in unseren Körpern – und die jeweiligen Schreibenden sind nur die StimulantInnen, die uns in schriftlicher Form irgendwie erregen – oder auch nicht erregen. Ich habe an der Uni Linz versucht, Michel Serres-Seminare zu veranstalten und bin gescheitert. Die Leute haben sich lieber operieren lassen, als ein Referat zu halten – wir hatten noch nie so extreme Ausfälle.

Warum hatten die Studierenden so große Schwierigkeiten mit Michel Serres?

Erstens einmal – und ich muss es leider so ordinär sagen – wirkt es so, als ob sich der Serres nix scheißt. Was ihm einfällt, schreibt er hin. Und wenn ihm gerade was zur griechischen Mythologie einfällt, weil er halt hyperassoziativ ist und sich sagt, dass das mit seinem Thema jetzt zu tun hat, dann schreibt er es hin. Und wenn ihm dann etwas zur Wissenschaftstheorie, zur Epistemologie einfällt, dann schreibt er es hin. Er kann natürlich auch nur der Anschein der Mühelosigkeit erwecken wollen (=Sprezzatura, Pierre Bourdieu hat versucht, diesen Begriff aus der Renaissance in die Sozialwissenschaften zu importieren).
Und er sagt: Es gibt ganz wenige originäre Bücher, weil die meisten Leute nur von anderen Büchern abschreiben – das heißt nicht unbedingt plagiieren, aber zitieren und reflektieren und wiederkäuen. Der Großteil der Philosophie und ein Großteil der Kultur- und Sozialwissenschaften ist eigentlich ein Kuhbetrieb, ein Wiederkäuerbetrieb. Ich habe mir zahllose Habilitationen im Fach Philosophie angesehen – 350 Seiten darüber, was bisher in der (westlichen, europäischen) Geistesgeschichte darüber geschrieben wurde und zum Schluß kommt der »eigene Ansatz« auf vier oder fünf Seiten. Sind Sie mir nicht böse, aber da hat Michel Serres sogar recht – wenn sogar die Philosophen nur mehr zitieren und nur mehr wiederkäuen, dann braucht man sie eigentlich nicht mehr. An Serres' eigenwillige Assoziationsketten müssen wir uns also gewöhnen.
Das Zweite ist: Wie sollen wir überhaupt Bücher lesen? Frei nach »Radio Eriwan« würde ich sagen: »Es kommt darauf an.« Bei einem Krimi würde ich sagen: Bitte lesen Sie nicht die letzten zehn Seiten als Erstes. Sie nehmen sich sehr sehr viel Genuss, wenn Sie beim ersten Mal die Spannung nicht aushalten. Hinterher können Sie ja noch immer, mit dem Wissen whodunit, das Buch ein zweites Mal lesen, mit anderen Aha-Effekten (z.B. welche falsche Spuren gelegt wurden).
Ein wissenschaftliches Buch würde ich niemals von Anfang bis Ende lesen – das wäre absolute Zeitverschwendung. Ich schaue mir zuerst das Literaturverzeichnis an: Wen zitiert er oder sie und wen nicht? Und das ist dann schon fast die entscheidende Frage. Man kann bei Wissenschaftswerken oft auch noch im Sachregister nachschauen – leider ersparen sich heutige Verlage oft diese Arbeit, oder machen das nur mehr rein mechanisch per EDV (diese Register sind dann ziemlich dumm). Schon da kommt es oft zu Aha-Effekten, welche wichtigen Wörter – wir müssen da phantasievoll sein, es gibt zu vielen Begriffen zahlreiche Synonyme, also Wörter mit annähernd gleicher Bedeutung – im Register nicht auffindbar sind, obwohl sie aufgrund des Buchthemas vorkommen müssten. Das heißt – es klingt vielleicht a bissl großkotzig, aber die meisten Bücher habe ich nie (nicht einmal als Student) gelesen, um wirklich was daraus zu lernen wie ein Jünger, der die Erleuchtung sucht, sondern ich habe sie kritisch wie einen Bohrer oder Schraubenzieher überprüft, nach ihrer Tauglichkeit. Es klingt wieder sehr großkotzig, aber ich war zu Beginn meines Uni-Studium in Wien äußerst enttäuscht vom Dargebotenen. Ich bin dann ins Ausland gegangen, geographisch, und ich habe eine Odyssee durch die Geisteswelt betrieben, wobei ich bei Erich Fromm begonnen habe. Letztlich haben sich vier »Säulenheilige« der Kulturtheorien herausgestellt: Norbert Elias, Pierre Bourdieu, Vilém Flusser und Michel Serres.
Warum erwähne ich gleich eine Vierer-Bande (wie die in China damals)? Erstens bin ich als Jünger ungeeignet und schon gar nicht als Jünger einer einzigen Person. Zweitens kann ich das auch niemandem anraten. Sie können natürlich Karriere machen als Elias-, als Bourdieu-, als Serresjünger, -apologet, -statthalter und Tag und Nacht nichts anderes tun und völlig blind werden. Doch letztlich haben alle Theorien blinde Flecken. Für Niklas Luhmann ist eine Theorie die »Reduktion von Komplexität« – die Welt ist unendlich komplex und wir haben nur ein sehr bescheidenes Hirn. Eine Theorie ist so etwas wie ein Spotlight: Sie haben eine Bühne und da wurlt es herum von Tänzern und Tänzerinnen und eine Person wird angeleuchtet, drum herum wird es dunkler und dann wissen wir: Er/sie wird einen Solostep hinlegen oder singen oder was immer. Alle anderen Personen verblassen, werden grau. Wenn ich mich einem einzigen Denker hingebe, dann habe ich nur mehr dieses Grau im Hintergrund und eine gleißend beleuchtete Stelle im

STWST 48X5
STAY UNFINISHED
6.–8. SEPT. 2019
STWST48X5.STWST.AT

48 Hours
New Art Contexts.
Totally Ready.

SCHEDULE

Fr, 6. Sept, 18:00 – So, 8. Sept, 18:00
The Entrance to STWST48X5 STAY UNFINISHED is free.
STWST48X5 STAY UNFINISHED starts at Friday, 18:00.

CONTINUOUS

STWST/FACADE
Previous Layers
I_am_still_alive.html (audio)

MAINDECK
Sandhole
Soybean Futures

BASEMENT
Deep Drilling for Contracts

FOYER
CryptoBorders
ŦɏŁɨ₱ⱥ (ŦŁ₱)
ml-iso-la-tion-ism
gibling luciferensis
Wandering Lab

CLUB ROOM
Unfinished Social
Apple Tree

DECK DOCK
Notnoponton
Civil Wilderness

FRIDAY

MAINDECK
18:00–19:00 **Opening Performance**

WORKSHOP
18:00–24:00 **TeleAgriCulture**

SERVUS CLUBRAUM
18:00–24:00 **APRIORI**

CLUB
UNFINISHED CLUB / TALK RE: TALK
[session 1]
19:35–21:00 **(TALK) - UNFINISHED BUSINESS**
21:00–21:30 **(RE:TALK) expanded patching**
[session 2]
21:30–23:00 **(TALK) - UNFINISHED CODE**
23:00–23:30 **(RE:TALK) expanded patching**
[session 3]
23:30–01:00 **(TALK) - UNFINISHED LAB**
01:00–01:30 **(RE:TALK) expanded patching**
[session 4]
01:30–03:00 **(TALK) - UNFINISHED NETWORK**
03:00–03:30 **(RE:TALK) expanded patching**
[session 5]
03:30–05:00 **(TALK) - UNFINISHED BODY**
05:00–05:30 **(RE:TALK) expanded patching**
Extra
05:30–06:28 **PLAYBACK THE FUTURE I**

Unfinished Guided Tour:
Fr, 21:00, Meeting Point: Stadtwerkstatt Entrance

SATURDAY

WORKSHOP
10:00–24:00 **TeleAgriCulture**

SERVUS CLUBRAUM
10:00–24:00 **APRIORI**

KITCHEN
11:00–01:00 **Soybean Futures**

MAINDECK
16:30–17:30
~t~r~a~n~s~m~i~s~s~i~o~n~t~o~a~l~l~t~h~i~n~g~s~
18:00–18:30 **Soybean Futures**

CLUB
UNFINISHED CLUB / ACT RE:ACT
[session 1]
19:32–21:00 **(ACT) - UNFINISHED ARCHIVE**
21:00–21:30 **(RE:ACT) rough critique**
[session 2]
21:30–23:00 **(ACT) - UNFINISHED ACCESS**
23:00–23:30 **(RE:ACT) rough critique**
[session 3]
23:30–01:00 **(ACT) - UNFINISHED UTOPIA**
01:00–01:30 **(30min - RE:ACT) rough critique**
[session 4]
01:30–03:00 **(ACT) - UNFINISHED PORN**
03:00–03:30 **(RE:ACT) rough critique**
[session 5]
03:30–05:00 **(ACT) - UNFINISHED DREAM**
05:00–05:30 **(RE:ACT) rough critique**
Extra
05:30–06:29 **PLAYBACK THE FUTURE II**

SUNDAY

WORKSHOP
10:00–18:00 **TeleAgriCulture**

SERVUS CLUBRAUM
10:00–18:00 **APRIORI**

DECKDOCK
13:00–15:00 **MNS SUMMIT**

RADIO FRO
UNFINISHED LIST
12:00–13:00 **Nettime**
13:00–14:00 **crumb new_media_curating**
14:00–15:00 **Faces**
15:00–16:00 **~empyre~**
16:00–17:00 **Spectre**

NET
17:00–18:00 **COMPOSTING THE NET**

Vordergrund. Ich würde auch Michel Serres nicht als einzigen Denker zur Lektüre empfehlen, sondern nur im Rahmen einer Mischkost, – ich würde fast sagen als homöopathische Zusatznahrung.

Was schätzen Sie an Michel Serres?

Ich schätze (wie bei den anderen erwähnten Autoren), dass die Menschenkörper eine wichtige Rolle spielen. An Philosophie und Soziologie hat mich von Anfang an gestört, dass da von »Normen« die Rede war, von »Werten«, von »Geist« – es wurde so getan, als ob irgendwelche Geistwesen alles rational diskutieren, ohne Leidenschaften. Schon Norbert Elias sagt (er studierte Philosophie und gleichzeitig Medizin), dass der menschliche Körper durchaus sehr dafür gebaut ist, die Welt irgendwie zu erkennen – den Mesokosmos zumindest, den mittleren Kosmos unseres Alltags. Auch Michel Serres hat ein sehr schönes Buch geschrieben: »Die fünf Sinne«. Da sagt der Titel schon alles. Serres kritisiert: Philosophie bzw. Wissenschaften haben fast nur den Sehsinn in den Mittelpunkt gestellt – auch die Metaphern zum Thema sind visuelle (von »Erleuchtung« bis »Beleuchtung« usw.). Ein bisschen ist vielleicht der Hörsinn wichtig – z.B. wenn Max Weber von der Bürokratie als »Gehäuse der Hörigkeit« spricht. Aber die anderen Sinne spielen in den Wissenschaften und in der Philosophie kaum eine Rolle. Serres hat versucht, alle fünf Sinne zu reaktivieren und irgendwie zu koppeln – also auch z.B. den Tastsinn. Ob ihm das gelungen ist, ist eine andere Frage. Doch sein Versuch hat mir imponiert. Der deutsche Untertitel des Buches ist schon sublimiert: »Eine Philosophie der Gemenge und Gemische«, die französische Originalfassung spricht mehrdeutig von einer »Philosophie der vermischten Körpern«. (Philosophie des corps mêlés).

Warum Gemenge und Gemische?

Die Reinheitsphantasien und die Reinheitssehnsüchte haben mich immer schon sehr befremdet. Sie haben geschichtlich zu schlimmsten Verbrechen geführt – und keineswegs nur die angestrebte »Reinrassigkeit« der Nationalsozialisten, sondern die »reine Lehre der Religion«, die »reine Lehre des Marxismus/Leninismus« usw. Michel Serres bezieht diese »Gemenge und Gemische« gar nicht unbedingt auf die Philosophie und Wissenschaft im engen Sinn, sondern will, dass wir auch die Grenzen zwischen den Wissenschaften und den Philosophien und den übrigen Sphären – z.B. der Kunst, der Mythologie usw. – durchlässiger machen. Das ist ein Anliegen von Michel Serres. Weil er die griechische Mythologie studiert hat, schöpft er aus diesem Fundus. Sie dürfen nicht vergessen: Fast jeder Planetenname, irgendein Name von einer (westlichen) Rakete oder Raumkapsel, zahlreiche Titel von Science Fiction-Filmen – sie alle beziehen sich auf die griechische Mythologie, ob wir das wissen, oder nicht.

Wie Serres lesen?

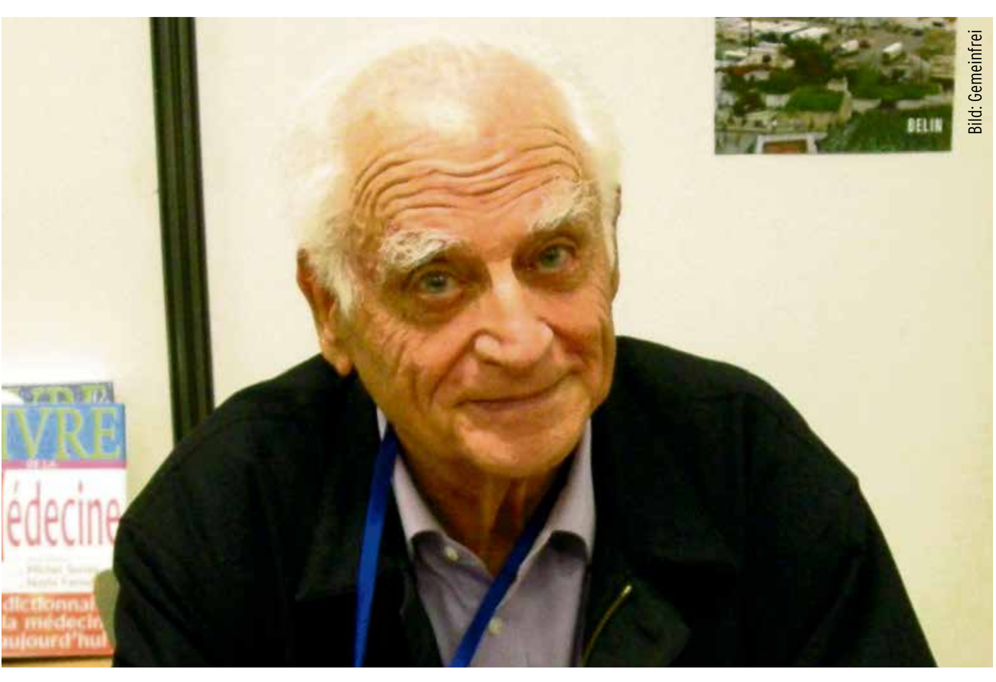
Erstens: Serres dürfen wir nicht lesen wie KleinbürgerInnen – ganz genau von der ersten bis zur letzten Seite, jeder Satz muss verstanden worden sein. Wir sollten froh sein, wenn wir zu Beginn mit jedem zwanzigsten Satz etwas anfangen können. Nehmen wir ihn, und machen etwas draus. Ich habe in meinen Uni-Seminaren bei schweren AutorInnen und Texten öfters die Studierenden ersucht: Bringen Sie mir bitte zehn Sätze, die Ihnen gefallen haben, zehn Sätze, die Sie ganz schrecklich, falsch, scheußlich finden und zehn Sätze, die Ihnen völlig egal sind, mit denen Sie überhaupt nichts anfangen können.
Wobei ich sagen würde: Die »sinnlosen« Sätze, mit denen wir nichts anfangen können, sind vielleicht die wichtigsten, bei den anderen Satzarten sind wir schon involviert: Wir hassen etwas, also kennen wir es ein bisschen (oder glauben das zumindest), wir lieben etwas, daher kennen wir es schon. Wenn ich etwas von Oskar Negt und Alexander Kluge gelernt habe, dann dieses Zitat gegen »blinde Verständlichkeit« zu Pestalozzi: Er hatte als deutscher Pädagoge seinen deutschsprachigen Zöglingen französische Texte vorgelesen, um ihnen den verborgenen Reichtum der Welt, den sie sich noch erobern müssen, zu veranschaulichen. Diesen Mythos der sofortigen Verständlichkeit (leider in der heutigen Pädagogik fast eine Seuche) halte ich für ganz gefährlich. In meinem Leben habe ich mich oft auf etwas eingelassen, wo ich nur das Gefühl hatte: Da kann was dran sein, da muss was dran sein. Aber verstanden habe ich zu Beginn wenig bis nichts. Wenn wir froh sind, wenn uns jeder zwanzigste Satz etwas zu sagen scheint, könnte es bei erneutem Lesen irgendwann jeder zehnte werden – gute Texte können und sollen wir natürlich nicht nur einmal lesen – und auch große Zeitabstände dazwischen sind lehrreich: Ich erschrecke oft, wenn ich Jahre später dasselbe Buch in die Hand nehme und sehe, welche Sätze ich damals markiert habe und andere, die mir jetzt wichtig erscheinen, hatte ich damals übersehen.
Das Zweite ist: Es geht überhaupt nicht darum (außer, man ist Literaturwissenschaftler), zu erkennen, was Serres wirklich gemeint und gewollt hat. Erstens müssen wir davon ausgehen, dass Künstlerinnen und Künstler selbst überhaupt nicht die volle Tragweite ihrer Produkte verstehen können. Sie machen etwas, wozu sie fast gezwungen werden von ihrem wissenschaftlichen oder künstlerischen »Gewissen« – wie das Elias sagt (andere nennen diese Inspirationsquelle vielleicht etwas netter). Sie machen etwas, wozu es sie drängt. Und wir sind als die NachfolgerInnen dazu da, auszuloten, was in diesem Werk drinsteckt. Das heißt, für mich sind Bücher primär Anregungen für eigene Einfälle – zum Beispiel ärgere ich mich über die meisten Bücher, dann schreibe ich das auf und schon entsteht, Ping Pong, ein Aufsatz. Bücher als Kontrastfolie. Serres hat hier viel zu bieten, er ist z.T. recht widersprüchlich – wobei ich darin gerade seinen Reiz sehe.

Worin zeigt sich Serres Widersprüchlichkeit?

Nur ein Beispiel: Michel Serres stammt (wie sein Vater) aus einer völlig atheistischen Familie. Sein Vater hat diese schrecklichen Giftgas-Grabenkämpfe des ersten Weltkriegs irgendwie überlebt, und wurde dort gläubiger Katholik – diesen Glauben übernahm auch Michel Serres. Wir können ruhig sagen: Serres ist ein strammer Katholik. Aber zugleich liest man im »Parasiten«, dass der Priester ein Parasit ist: Er zwängt sich in die Beziehungskante zwischen Gläubigen und Gott. Anderswo schreibt er sogar von der »Grausamkeit des Monotheismus«. Kein katholischer Kirchenfunktionär kann also mit Serres Freude haben. Und da sehen wir schon wieder: Serres glaubt zwar an was, gibt aber nie sein kritisches, hoch assoziatives, eben »gemischtes« Denken auf.
Ein weiterer der vielen Widersprüche (Bourdieu würde von einem zerrissenen Habitus sprechen) bei Michel Serres ist seine Kritik an Kritikern. Auch sie zählt er zu den Parasiten: Es gibt (äußerst selten) Originale, und dann kommen sie in Scharen und kritisieren daran herum. Zugleich ist er selbst Kritiker – was soll er denn als Philosoph anderes sein, als jemand, der staunt, zweifelt, kritisiert und daraus Konsequenzen ableitet?
Ich habe von Thomas von Aquin einiges gelernt – wenn ihm etwas nicht gefallen hat, z.B. bei den damaligen Autoritäten, dann hat er so lange differenziert, bis auf einmal das Gegenteil dastand – wir können Begriffe zerteilen und die in ihnen immer enthaltenen Widersprüche herausschälen.
Also differenziere ich jetzt: Es gibt einmal diese Kritik, die wirklich ziemlich wertlos ist, das, was Bourdieu das »rituelle Gekläffe« nennt (man ist in einer Gruppe und haut auf die Gegengruppe ein, die überhaupt nicht da ist, die es oft nicht einmal wahrnimmt, aber man hat in der eigenen Gruppe wieder Punkte gemacht), das ist völlig wertlos. Wenn ich aber die Gründungsmythen, die Hintergrundannahmen, die Illusionen, die blinden Flecken meiner eigenen Gruppe in Frage stelle, dann wird es sehr viel Ärger geben und dann habe ich aber Großartiges geleistet. Auch Serres kritisiert laufend, entweder explizit oder implizit: Indem ich sage, »das ist besser, als das«, kritisiere ich doch und sage, »das andere ist schlechter«. Hat ein Philosoph, der nicht kritisieren kann und kritisieren will, überhaupt eine Existenzberechtigung?
Wenn Sie Sicherheit wollen, dann kann ich Ihnen nur empfehlen: Treten Sie einer Sekte bei und schalten Sie das Denken ab. Sie können keinem Denker, keiner Denkerin völlig vertrauen – das gilt ganz besonders dann, wenn diese Denkerin, dieser Denker aus einem anderen Sprachraum, einer anderen Kultur kommt, wie eben Michel Serres. Die französische Kultur ist mit der österreichischen Kultur zwar ein bisserl verwandt – im Sinne von Katholizismus, Üppigkeit, Essen – aber trotzdem es ist eine andere Welt, hat ein ganz anderes Schulsystem usw. Wir können nur einen Bruchteil der Assoziationen, der subtilen Kritiken, der subtilen Frechheiten, die in einem Buch aus einem fremden Kulturkreis enthalten sind, überhaupt nachvollziehen (außer die ÜbersetzerInnen machen uns in einer Fußnote darauf aufmerksam). Da müssten wir das gesamte Feld kennen, alle Vorfahren, alle KonkurrentInnen. Daher sollten wir bescheiden sein mit unseren Ansprüchen. Wir können uns auf diese fremdsprachigen AutorInnen einlassen, wir können ihre Texte mit Freundinnen und Freunden diskutieren, wir können auch Sekundärliteratur lesen – ich empfehle das nicht, ich sage allen: »bitte traut euch, lest die Leute im Original«. Die Sekundärliteratur, jemand, der über jemanden schreibt, ist in der Regel komplizierter, außerdem dichtet er dieser Person furchtbar viel Eigenes hinein. Über die Nachrufe zu Serres, die ich gelesen habe, habe ich mich überhaupt nur geärgert.
Haben Sie den Mut, sich jemandem im Original (notfalls in der Übersetzung) auszusetzen, haben Sie den Mut, etwas nicht sofort zu verstehen, haben Sie die Freude, dann auf einmal etwas zu finden, womit Sie was anfangen können, aber stürzen Sie sich dann vor allem auch auf Sätze, mit denen Sie nichts anfangen können. Hier könnten die neuen verborgenen Welten sein, mit denen Sie bisher noch nie Kontakt gehabt hatten.

Wer ist für Serres gebaut?

Ich habe zu Beginn gesagt, dass die Wahrnehmung, die wir von einem Film haben, eigentlich nicht die Wahrnehmung eines Filmes ist, sondern das, was wir aus dem Film gemacht haben. Wie wir den Film in unseren Köpfen, mit unseren Körpern, mit unseren Gefühlen etc. geschnitten und zusammengebaut haben. Ich gehe so weit – da gibt es ja die berühmte Habitustheorie von Bourdieu, dass wir alle (natürlich eher klassen- und schichtspezifisch, als individuell) Schemata der Bewertung, der Wahrnehmung eingebaut haben. Daher sind wir auch habitusgesteuert, welche Theorien uns gefallen und welche nicht. Als Asket kann einem eigentlich nur die Logik gefallen (in der Philosophie), die Mathematik und man kann nicht opulente Werke genießen – das Werk von Serres würde ich klar zum Opulenten zählen.
Ich bin natürlich dagegen – wir sind fast unbemerkt bei den Blasen, bei den Bots, bei den Social Media der Gegenwart angelangt – dass wir uns diesem unserem Habitus ergeben. Wenn wir sparsam erzogen wurden, daher »Energiesparen« zum Thema machen usw.? Wenn dabei ein ausfüllender Beruf und etwas Sinnvolles für die Menschheit herauskommt, wäre ich nicht unbedingt dagegen. Aber wir sollten uns schon ein bisserl Masochismus zumuten. Wenn uns eine Theorie gefällt und wir uns ständig von ihr bestätigt fühlen, würde ich – zur geistigen Hygiene möchte ich fast sagen – verlangen, dass wir uns auch mit Etwas auseinandersetzen, was dieser Theorie widerspricht. Kritiker haben oft wesentlich schärfere Augen für die Fehler, die Mängel, als die Anhänger. Daher würde ich mir nie die Lobhudeleien von Anhängern eines Denkers, einer Denkerin anschauen, sondern gerade die mitleidslose Kritik der Gegner (die natürlich nicht recht haben müssen).
Oskar Negt hat einmal in einer Vorlesung gefordert: Wir sollen in die Stärke der Argumente des Gegners eindringen – das heißt nicht so am Rand ein bisserl an irgendwelchen Lächerlichkeiten herummäkeln. Ich warne davor, dass wir uns nur wohlfühlen, weil wir etwas lesen, was uns gefällt. Dann sind wir schon in einer Blase, genauso wie die Facebookleute in Blasen drin sind, die ihnen vom Computer ausgerechnet und serviert wird. Es ist ein bekanntes Phänomen, kognitive Dissonanz zu vermeiden – aber das führt leider nicht zu einer Erweiterung des Horizonts. Wir müssen uns Widersprüchen aussetzen. Ich kann auch nur Paul Feyerabend empfehlen – er forderte, wir sollten immer kontraintuitiv sein. Das, was alle behaupten, umdrehen und schauen, ob man auch die gegenteilige Behauptung bzw. Forderung durchhalten und argumentieren kann; bzw. sogar mit empirischen Befunden belegen. Und da behaupte ich: Das ist sehr oft möglich!
Auch bei einem Denker wie Michel Serres können wir schauen: Können wir den Satz umdrehen und stimmt vielleicht das Gegenteil auch? Oder stimmt beides gleichzeitig, weil unsere Welt widersprüchlich ist? Dann sollten wir das versuchen zu ertragen, zu nutzen und als erregend, als fruchtbringend erleben. Letztlich ist die Frage: Wieviel Fremdheit ertragen wir? Wenn uns etwas nur gefällt, ist das schon fast verdächtig. Wenn wir etwas sofort verstehen, ist es verdächtig, es kann nichts Neues sein. Dort, wo das Unverständnis ist, da geht es lang, dort wo die Angst ist. Zugleich sollten wir nicht die Schuld bei Verständnisschwierigkeiten nur bei uns selbst suchen. Gerade in der französischen Geisteswelt – da soll es laut Bourdieu ein ehernes Gesetz geben, Prestige durch Unverständlichkeit würde ich es nennen: Wenn man nicht 25% völlig Unverständliches in einem Buch schreibt, wird man nicht ernst genommen von der Intellektuellencommunity in Paris. Auch Michel Serres hat sich wohl an diesen Grundsatz gehalten.
Wenn ein Denker uns einige Ideen liefert, dann ist das schon großartig, ich bin bei vielen normalen Büchern aus der akademischen Welt schon froh, wenn ich eine einzige Idee finde und oft steht die schon im Buchtitel. Insofern kann ich Michel Serres in seiner Reichhaltigkeit, in seiner Widersprüchlichkeit nur empfehlen, aber wie gesagt: Nicht als Hauptmahlzeit, dreimal täglich.
Das heißt, wir sind nicht auf der Welt, um uns wieder in einen neuen Uterus zu flüchten namens »Serres«, der ja auch seine euro- und ethnozentristischen Beschränkungen (z.B.: Geschmack = Weingenuss, Monopol griechischer Mythologie, etc.) hat. Wir sind da, um zu staunen, zu zweifeln, zu kritisieren. Und dabei kommt oft von selbst etwas Neues, Sinnvolles heraus. Aber nicht immer.



Michel Serres auf dem 19. Internationalen Festival für Geographie, 2008

Gerhard Fröhlich, bis WS 2018/19 Vorstand des Instituts für Philosophie und Wissenschaftstheorie der Johannes Kepler Universität Linz, habilitiert in Kulturtheorie und Wissenschaftsforschung, leitet das Kulturinstitut an der JKU. Zusammen mit Boike Rehbein ist er Herausgeber des Bourdieu-Handbuchs, das 2014 in 2. Auflage im Verlag J.B. Metzler erschienen ist.

Prof. Dr. Beta Writer

Svenna Triebler über die Automatisierung wissenschaftlicher und künstlerischer Textproduktion.

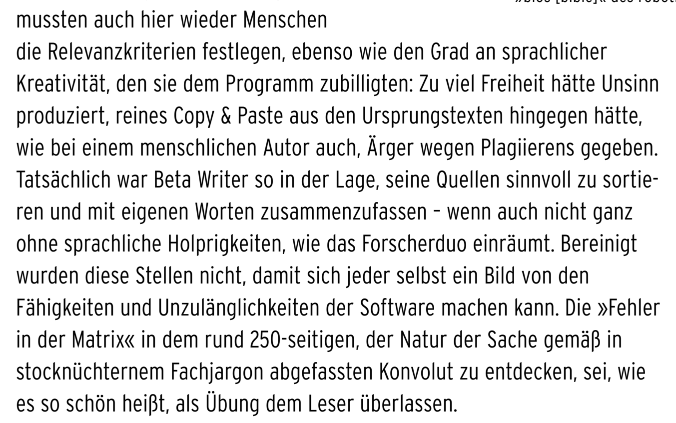
Ein beliebter Zeitvertreib auf Twitter ist das Autocomplete-Spiel: Jemand schreibt einen Satzanfang und fordert seine Follower auf, diesen zu übernehmen und dann jeweils das erste Wort auszuwählen, das die Vervollständigungsfunktion des Handys vorschlägt. Das Ergebnis ist nicht immer schmeichelhaft: Aus »I'm such a« machte mein Smartphone beispielsweise »I'm such a good friend of mine that I am not a good person.« Was hoffentlich weniger über meinen Charakter aussagt als über die grammatischen Fähigkeiten einer doch relativ simpel gestrickten Software.

Grundlage der sogenannten Kontext-Vervollständigung (*context completion*), für die man nicht einmal mehr die Anfangsbuchstaben eingeben muss, ist einerseits ein Korpus allgemein häufig verwendeter Wortgruppen – auf »Samstag« möchte das Smartphone etwa auch bei weniger feierwütigen Menschen vorzugsweise »Abend« folgen lassen –, zum anderen merkt sich die Software Begriffe, die die jeweilige Nutzerin besonders häufig eingibt. Letzteres macht nicht nur den Reiz von Twitter-Spielchen aus, sondern ist im Alltag durchaus praktisch (nicht zuletzt für meine Generation der digitalen Immigranten, deren Wurstfinger noch an eine klassische, physische Tastatur gewöhnt sind).
Ursprünglich wurden derartige Programme entwickelt, um Menschen mit körperlichen Einschränkungen die Verständigung per Texteingabe zu erleichtern. Prominentester Nutzer einer solchen Software war sicherlich der im vergangenen Jahr verstorbene Stephen Hawking. Der gelähmte Physiker steuerte seinen Sprachcomputer mit der markanten künstlichen Stimme seit 2008 über einen Wangenmuskel; als ihm auch das immer schwerer fiel, bekam die Software 2013 ein Update. Quasi als maßgefertigtes Spezialmodell konnte das mit Hawkings Büchern und Vorträgen angelernte Programm wahrscheinliche Wortfolgen recht treffend vorhersehen und ließ sich so deutlich leichter bedienen.

Während die Entwicklung solcher »mitdenkender« Programme vom Nischenprodukt zum selbstverständlichen Begleiter eines jeden Smartphone-Besitzers ganz nebenbei aufzeigt, wie Barrierefreiheit auch der breiten Allgemeinheit zugute kommt, haben sich Schreibprogramme inzwischen längst selbständig gemacht – sei es als Twitter-Bots, automatisierte Sportreporter, Verfasser von Produktbeschreibungen für Onlineshops oder neuerdings auch in der Forschung: Unter dem Autorennamen »Beta Writer« ist im April dieses Jahres beim Wissenschaftsverlag Springer Nature (nicht zu verwechseln mit dem toxischen Verlagshaus aus Berlin) eine vollständig maschinengenerierte Übersichtsstudie zum Stand der Forschung an Lithium-Ionen-Batterien erschienen.
Da diese Dinger mittlerweile vom Handy bis zum Elektroauto in praktisch allen Bereichen des modernen Lebens zum Einsatz kommen und die entsprechende Fachliteratur längst einen unüberschaubaren Umfang angenommen hat, ist, dürfte die Arbeit nicht nur Computerlinguisten interessieren, sondern tatsächlich auch eine größere Leserschaft unter Fachleuten finden, die sich einen Überblick über den Stand der Technik verschaffen wollen. Wer nicht an der Entwicklung von Akkus arbeitet, dürfte dann allerdings doch die gut 20-seitige, ganz altmodisch von Menschenhand geschriebene Einleitung informativer finden.
Darin werden zunächst die Implikationen der Technologie für das wissenschaftliche Publizieren erörtert: vom Prozess der Peer Review, also der Begutachtung einer Arbeit durch Fachkollegen (und möglicherweise demnächst auch durch den Computer) vor Veröffentlichung, über die Rolle des Autors – »Wenn wir Computern das Schreiben beibringen, ersetzen sie uns ebenso wenig, wie Pianos Pianisten ersetzen. Sie werden gewissermaßen zu unseren Schreibfedern, und wir werden zu mehr als Autoren: Wir werden zu Autoren von Autoren«, zitiert der Verlagsvertreter den Datenanalytiker und Maschinenlern-Experten Ross Goodwin – bis zu einem äußerst vagen Zukunftsausblick: »Wie viele technologische Innovationen könnte auch maschinengenerierte wissenschaftliche Literatur zu einer völlig neuen Form von Inhalt mit besonderen, noch nicht absehbaren Eigenschaften werden. Es wäre höchst vermessen zu behaupten, wir wüssten genau, wohin uns dieser Weg in der Zukunft führen wird.«
Ein bisschen spekulieren darf man aber sicherlich. Schon jetzt lässt sich die Forschung von mehr oder weniger intelligenten Computerprogrammen helfen, insbesondere bei der Analyse großer Datenmengen, die anders gar nicht zu bewältigen wären. Vielleicht ist da der Tag nicht mehr fern, an dem die künstliche Intelligenz auch die Interpretation von Messergebnissen und Ähnlichem übernimmt – und ihre Schlussfolgerungen selbstverständlich gleich in einem Paper zusammenfasst. »Beta Writers« Studie zeigt ja – wenig überraschend – auch, wie die formalisierte Struktur wissenschaftlicher Arbeiten den Algorithmen der Autoren-Automaten entgegenkommt.
Dies führen auch Beta Writers Programmierer (oder, wenn man so will, Meta-Autoren) Christian Chiarcos und Niko Schenk im zweiten Teil der Einleitung aus, in dem sie umfangreich Methodik und Herausforderungen ihres Vorgehens erläutern. Daraus geht unter anderem hervor, dass es ganz ohne Menschen immer noch nicht geht, so etwa bei der Vorauswahl zu berücksichtigender Publikationen. Das Material nach relevanten Inhalten zu durchsuchen und diese zu gewichten, war dann zwar Sache des Computers, allerdings mussten auch hier wieder Menschen die Relevanzkriterien festlegen, ebenso wie den Grad an sprachlicher Kreativität, den sie dem Programm zubilligten: Zu viel Freiheit hätte Unsinn produziert, reines Copy & Paste aus den Ursprungstexten hingegen hätte, wie bei einem menschlichen Autor auch, Ärger wegen Plagiierens gegeben. Tatsächlich war Beta Writer so in der Lage, seine Quellen sinnvoll zu sortieren und mit eigenen Worten zusammenzufassen – wenn auch nicht ganz ohne sprachliche Holprigkeiten, wie das Forscherduo einräumt. Bereinigt wurden diese Stellen nicht, damit sich jeder selbst ein Bild von den Fähigkeiten und Unzulänglichkeiten der Software machen kann. Die »Fehler in der Matrix« in dem rund 250-seitigen, der Natur der Sache gemäß in stocknüchternem Fachjargon abgefassten Konvolut zu entdecken, sei, wie es so schön heißt, als Übung dem Leser überlassen.



Ersetzt zwar ein halbes Dutzend Mönche im Skriptorium, fabriziert aber nichts Neues: »Der Bibelschreiber« (Installation »bios [bible]« des robotlab, 2007)



Für die Natur- und Ingenieurswissenschaften ist das automatisierte Schreiben zunächst einmal ein interessantes Experiment – auch wenn sich vielleicht die eine oder andere Lithiumbatterien-Forscherin, deren Arbeiten nicht zitiert wurden, übergangen fühlen mag. Das nächste Vorhaben von Beta Writers Schöpfern dürfte dagegen (hoffentlich) kontroverser diskutiert werden: Sie planen, ihr Programm auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften zu testen. Aus anderen Einsatzgebieten entscheidungsbefugter Software ist schließlich inzwischen hinlänglich bekannt, dass derartige Programme nicht gerade dazu neigen, gesellschaftliche Verhältnisse zu hinterfragen. Vielmehr übernehmen sie oftmals herrschende Diskriminierungen oder Vorurteile und schreiben sie somit erst recht fest (siehe dazu auch Versorgerin #120).
Man könnte natürlich einwenden, dass das mit dem Hinterfragen ohnehin schon längst nicht mehr erwartet wird und dass die Schwerpunktsetzung in den entsprechenden Fächern auch ohne Computerhilfe stets der gesellschaftlichen Konjunktur unterliegt – deshalb muss man marxistisch geprägte Lehrende an den Unis mittlerweile ja mit der Lupe suchen und stehen derzeit die Gender Studies unter massivem Druck des reaktionären Backlashs. Immerhin lässt sich aber der ideologische Gehalt der jeweils aktuellen Lehrströmungen leicht aufzeigen (auch wenn viele das nicht wahrhaben wollen); computergenerierte Inhalte hingegen gaukeln Objektivität vor, obwohl ihre »Autoren« gar nicht anders können, als affirmativ auf die existierende Literatur zurückzugreifen (dass das auch auf die meisten Akademiker aus Fleisch und Blut zutrifft – geschenkt). Zusätzlich befördert werden dürfte zudem der Trend in Sozialwissenschaften, Psychologie & Co., sich als quantitative statt als qualitative Wissenschaften zu begreifen – wenn man schon elektronische Rechenknechte zur Verfügung hat, die sich nicht über komplexe statistische Aufgaben beklagen, will man das natürlich auch voll ausnutzen. Der Ausblick auf die künftigen Veröffentlichungen von Beta Writer et al. lässt sich vielleicht am besten mit dem rhetorischen Seufzer zusammenfassen: »Was soll da schon schiefgehen?«

Oder man betrachtet die Entwicklung auf jenem Gebiet, auf dem schon vor mehr als einem halben Jahrhundert mit elektronischer Kreativität experimentiert wurde: Die 1957 entstandene ILLIAC-Suite, benannt nach dem Großrechner an der Universität Illinois, der sie komponierte, gilt als erstes computergeneriertes Musikstück der Welt. Versorgt mit Kompositionsregeln von Kontrapunkt über Zwölftonmusik bis hin zu stochastischen Verfahren, wie sie interessanterweise auch hinter Autocomplete, Beta Writer und anderen textverarbeitenden Anwendungen stecken, schuf der Computer vier Sätze in unterschiedlichen Stilrichtungen, die genauso gut von zeitgenössischen Komponistinnen hätten stammen können. Was vor rund 60 Jahren noch Spielerei war, ist längst zum Geschäft geworden: Insbesondere im Ambient-Bereich, also bei der Musik zur Hintergrund-berieselung, entstehen mittlerweile vermutlich mehr Stücke ohne menschliches Zutun als mit. Über die Qualität lässt sich streiten – dass die Kunst bei diesem Genre darin liegt, nicht zu aufdringlich unaufdringlich zu klingen, haben die Computer offenbar noch nicht begriffen. Nervtötend öde statt originell klingen auch die Kreationen von Aiva, einer Plattform, auf der sich Nutzer Musikstücke verschiedener Richtungen von Filmmusik über Pop bis Jazz von einer künstlichen Intelligenz anfertigen lassen können.[1]

Wenn man davon ausgeht, dass die schreibenden Programme eine ähnliche Entwicklung vor sich haben wie die komponierenden, werden sie wohl bald nicht mehr nur Sachtexte produzieren, sondern sich auch literarisch betätigen. Noch liefern entsprechende Versuche ziemlichen Nonsens ab[2], aber in ein paar Jahren schreiben Computer vielleicht schon Groschenromane. Oder eben Songtexte – da wird man dann raten dürfen, ob deren Flachheit einer Software, der Einfallslosigkeit einer Texterin oder einer Kombination von beidem zu verdanken ist.

---

[1] Die Charts haben Kompositionsprogramme bisher noch nicht erobert – hier werden die Algorithmen, an denen sich die menschlichen Produzenten orientieren, vielmehr vom Formatradio und Plattformen wie Spotify vorgegeben. So erhalten Künstler etwa von dem Streamingdienst erst Geld, wenn sich eine Nutzerin ein Stück mindestens 31 Sekunden lang anhört – ausgedehnte Intros haben damit wohl ausgedient. Und als reiche das noch nicht, um die aktuelle Popmusik zu der hirnerweichend langweiligen Veranstaltung zu machen, die sie nun mal ist, kann man per Datenanalyse mutmaßliche Vorlieben des Publikums auskundschaften und damit den nächsten austauschbaren Nummer-1-Hit kreieren.

[2] Die Blog- und Buchautorin Janelle Shane etwa hat eine künstliche Intelligenz Weihnachtslieder schreiben lassen, mit besinnlichen Zeilen wie diesen: »The cattle around the Christmas will be / A very special Christmas with me / Hurry Christmas to you / Cup on the earth!« (Weitere Beispiele finden sich in ihrem Blog »AI Weirdness« unter *https://aiweirdness.com/post/168770625987/christmas-carols-generated-by-a-neural-network*.)

Svenna Triebler lebt in Hamburg und schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World.

Nennen wir es einfach künstliche Intelligenz

KI – warum dieser Traum in naher Zukunft doch nicht Realität zu werden scheint, sondern ein höheres Maß an Kritik erfordert, darüber schreibt *Gottfried Gaisbauer*.

Schon lange träumt die Menschheit von Künstlicher Intelligenz (KI). Das Modewort KI wird in letzter Zeit in den verschiedensten Medien sehr häufig verwendet. Nur durch die häufige Verwendung wird aber nicht klar, was damit eigentlich gemeint ist. Deshalb sollen in diesem Text die Hintergründe der Technologie erläutert und die vielleicht angsteinflößende Terminologie etwas entzaubert werden. Als Teilgebiet der Informatik wird die KI in schwache und starke KI unterteilt. Die starke KI würde ein menschenähnliches Verhalten an den Tag legen. Man kann darunter eine Art universelle Intelligenz verstehen, die bei verschiedenen Aufgaben gute Ergebnisse erzielt, trotzdem aber auch ganz anders als das menschliche Denken funktioniert. Dorthin ist es noch weit, fällt doch alles, was wir heute kennen und sehen, in die erste Kategorie der schwachen KI, bei der es darum geht, recht eingeschränkte, spezielle Probleme lösen zu können. Wie funktioniert das? Der KI liegt immer maschinelles Lernen zugrunde. Oft fällt der Begriff ‚Deep Learning', was eine Form des maschinellen Lernens ist und in nicht-technischen Kreisen einfach Künstliche Intelligenz genannt wird. Es wird nicht mehr mit statischen Methoden gearbeitet (Wenn A, dann B), stattdessen werden künstliche neuronale Netze (KNN) aufgebaut, die mit einem Trainingsset[1] trainiert werden. Die künstlichen neuronalen Netzwerke erkennen Muster und Gesetzmäßigkeiten in einem Trainingsset, um dann Lösungen für ein Testset[2] bieten zu können. Um die Ergebnisse weiter zu verbessern, besteht die Möglichkeit, zwei konkurrierende KNNs aufzubauen – das nennt sich dann Generative Adversial Network (GAN). Eines davon findet Lösungen (Generator), das andere bewertet die Lösungen (Diskriminator). Durch die Ergebnisse des Diskriminators passt der Generator die Parameter zum Erstellen der Lösungen an und verbessert sich so. Als einfaches Beispiel ohne GAN wird ein KNN mit 4x128 Neuronen gebildet. Zum Trainieren bekommt dieses etwa alle Texte der Versorgerin und der Referentin. Die Software erlernt dadurch korrekte Wortkonstellationen und Buchstabenfolgen. Etwa die häufige Endung »ung«. Ist das Trainingsset gut genug, kann die Software nach dem Training, das je nach Rechner Minuten bis Tage dauern kann, Texte im Stil der Versorgerin bzw. der Referentin erstellen. Dieses grob angerissene Beispiel könnte einfache, wahrscheinlich leicht fehlerhafte Texte produzieren, aber niemals auch nur annähernd eine einfache Rechenaufgabe lösen, geschweige denn, Krankheiten diagnostizieren oder irgend etwas anderes. Es ist also noch ein sehr weiter Weg zu einer universellen Intelligenz bzw. einer starken KI. Auch von einem Bewusstsein kann man bei einer schwachen KI nicht sprechen.
Selbst das Wort Intelligenz finde ich persönlich falsch, da es sich hauptsächlich um sehr ausgeklügelte Statistik und mathematische Näherungsverfahren handelt.

Wo finden heutzutage derartige Tools Anwendung?

Mittlerweile sind die Anwendungsfälle äußerst vielfältig: Alexa, Sprach-, Gesichts-, Emotions-, Bilderkennung, Übersetzungen, ChatBots, Fahrassistenten bis zu selbstfahrenden Autos, medizinische Diagnoseverfahren, Pizza per Telefon bestellen, Deep-Fakes, bei servus. at setzen wir etwa selbstlernende Algorithmen zum Erkennen von Spams ein… Allgemein kann man sagen: Wo extrem große Datenmengen analysiert und daraus Schlüsse gezogen werden, die dann auf neue Daten angewendet werden sollen, eröffnet sich das perfekte Anwendungsgebiet für moderne KI. Ein solches System ist in diesen Gebieten nicht nur sehr hilfreich, sondern dem Menschen weit überlegen. Konkretere Anwendungen, die im kreativen Bereich angesiedelt sind, was klassischerweise als das Hoheitsgebiet der schöpferischen menschlichen Kreativität angesehen wird, aber dennoch einen hohen Grad an Expertise voraussetzt, sind ‚Musenet'[3], das kurze Musikstücke erstellen kann, oder ‚Let-there-be-color'[4], das Schwarz/Weiß-Bilder besser einfärben kann als jeder Experte. ‚Digital Doctor'[5] erkennt Hautkrebs anhand eines Fotos, Netflix schlägt mit Hilfe von KI neue Serien vor und personalisiert Vorschaubilder. Die Liste könnte man nahezu endlos weiter führen, steckt die Technologie doch mittlerweile in vielerlei Software, auch wenn man sie nicht direkt erkennt.
Mit ‚GPT-2'[6] wurde jedoch ein weiterer Meilenstein in der Entwicklung und Anwendung von textschreibender KI erreicht. Das System wurde mit etwa 30 Gigabyte an Textdaten, die von Menschen gefiltert wurden, trainiert. Die Ergebnisse sind erstaunlich gut. Die Fehler liegen meist nur noch im Sinn des Geschriebenen bzw. im ‚Modell der Welt', wie die Entwickler schreiben. Damit ist gemeint, dass ein Text über brennendes Wasser oder stromlose Elektronik verfasst wird, was anhand dieser Beispiele eine grundlegend falsche Syntax beschreibt, oder die Herstellung grundlegend sinnloser Sinnzusammenhänge – also alles, wo ein erfahrenes Verständnis der Welt komplett versagt. Aufgrund der extrem hohen Qualität der verfassten Texte haben sich die Entwickler dazu entschieden, nur eine sehr vereinfachte Version ohne den Trainingsdaten und ohne den Daten fürs Feintuning zu veröffentlichen.
Der Grund für den Schritt sind ihre Bedenken bezüglich sehr glaubwürdiger Irreführung oder Bedenken bezüglich einer allgemein mißbräuchlichen Verwendung von Sprache und Texten. Auch geben sie eine Empfehlung an die Politik, derartige Systeme zu reglementieren, weil es zu einfach wird, »gute«, das heißt in diesem Fall manipulativ-automatisierte Texte zu schreiben, eine Fähigkeit, die zumindest früher Mal ein gewisses Maß an Grundintelligenz vorausgesetzt hat. Zum Beispiel automatisierte Meinungsmache, wie sie jetzt schon auf diversen Plattformen und Kommentarleisten betrieben wird – allerdings in Potenz, denn man darf nicht vergessen, dass sich diese Empfehlung sich nicht nur auf Schreibbots beschränkt, sondern viel größer gedacht werden muss. Denn diese Entwicklung steckt immer noch in den Kinderschuhen.

Was sind nun die Haken an der Geschichte?

KI basiert immer auf Trainingsdaten. Ist die Qualität der Trainingsdaten schlecht oder sind die Daten zu wenig, so wird das Ergebnis ebenso schlecht. Aufgrund dessen wird eine gewisse Datenmonopolisierung gefördert. Sehr datenhungrige Firmen wie Google, Amazon und wie sie alle heißen, haben eine gute Ausgangslage, um gut trainierte Systeme zu bauen. Es liegt in der Natur der Menschen (und Techniker), diese Systeme weiter verbessern zu wollen. Um eine Verbesserung zu erreichen, müssen mehr und genauere Trainingsdaten produziert werden. Große Unternehmen sind in der Position, schneller, bessere Trainingsdaten zu erstellen. Kleinere Unternehmen geraten so ins Hintertreffen. Eine gewisse Demokratisierung der Daten wäre mehr als nur wünschenswert.
Auch birgt die Technologie selbst für Experten eine gewisse Undurchsichtigkeit. Oft kann ohne tiefe Einblicke in die Trainingsdaten nur schwer gesagt werden, warum das System in einem konkreten Fall genau diese eine Entscheidung getroffen hat, bzw. warum nicht. Eher können nur Wahrscheinlichkeiten angegeben werden. Also wie: 88% von zu erkennenden Personen werden korrekt erkannt. Und eine philosphischer angehauchte Frage wäre zudem, ob das Leben in Zukunft der Ort eines Trainigsdatenplatzes sein soll.

Ein weiteres Problem sind die sogenannten Deep-Fakes. Ist man im Besitz eines halbwegs starken Rechners und der Gratissoftware ‚Fakeapp', ist schon nach wenigen Stunden der Deep-Fake fertig. Videomaterial zum Fälschen gibt es im Internet zuhauf. Durch Photoshop und Konsorten sind die Menschen mittlerweile gut darauf trainiert, Fotos nicht mehr gänzlich zu vertrauen. Gefälschte Videos, wie Barack Obamas Deep-Fake, in dem er seinen Nachfolger zutiefst beschimpft[7], hielten jedoch immer noch etwa 60% der Personen für echt. Als Konsument von Videos wird es wohl ab sofort wichtiger, auf semantische Fehler stärker zu achten. Würde Barack Obama wirklich seinen Nachfolger derb beschimpfen? Sind die Bewegungen der Augen korrekt? Ist persönliches Verhalten authentisch (zuckt eine Person immer mit einem Mundwinkel beim Sprechen, tut es plötzlich aber nicht mehr)?

Ausblick in die Zukunft

Aus der Sicht eines Programmierers wird es immer einfacher, KI zu nutzen. Somit dürften die Anwendungen weiterhin stark und die Qualität weiter steigen. Es geht in Richtung vernetztes Smart Home, Smart City, Smartphone, Smartwhat-not mit KI-gestützter biometrischer Erkennung, teilweise sogar schon direkt auf dem Handy ohne Umwege über einen Server. Selbstfahrende Autos werden besser und besser, bis sie irgendwann völlig normal werden. Es gibt in verschiedenen Städten, auch in Wien schon Busse[8], die selbstständig zum Personentransport durch Städte fahren. Aber auch gruselige Anwendungen wird es verstärkt geben, wie das (aktuell noch oft fehlerbehaftete) automatische Erkennen von ‚auffälligen Handlungen' oder ‚auffälligen Personen' an Bahnsteigen[9] (was auch immer das sein mag), oder Apps, die angezogene Frauen nackt darstellen[10]. Selbst wenn das Internet für die Politik immer noch Neuland ist und die Vorstellungen der Politik über das Internet in den 90er Jahren feststecken, sollte hier dringend an einem Regelwerk gearbeitet werden. Datenmonopole müssen verhindert werden und ethische Regeln für die Verwendung der Technologie müssen gelten. Der Benutzer muss sich entscheiden können, was mit seinen Daten passiert und darf nicht entmündigt werden. Welche Person will schon, dass der Grundriss der Wohnung vom Saugroboter (was auch immer man davon halten mag) aufgezeichnet, durchs Internet geschickt und möglicherweise weiterverkauft wird? Weiters sehe ich noch stärkere gesellschaftspolitische Veränderungen auf uns zukommen, als das in den letzten 30 Jahren der Fall war. Viel Modernes, etwa diese Selbstbedienungskassen in den Supermärkten, ist noch nicht einmal KI-gestützt, sondern nur voranschreitende Automatisierung. Was aber tun mit all den Menschen, wenn vieles noch einfacher und noch besser von einer Maschine übernommen werden kann? Ein Grundeinkommen muss ja fast kommen. Auch des Themas der Deep-Fakes sollte sich die Politik annehmen. Etwa kann es bei der aktuellen Gesetzeslage leicht passieren, dass es mehr und mehr dieser Fakes gibt, vielleicht sogar so viele, dass man gar nichts mehr glauben kann oder sich im Fall des Falles zu einfach aus der Affäre ziehen kann. Was wäre, wenn HC Strache einfach hätte sagen können, dass das Ibiza-Video doch nur ein Fake ist?

---

[1] Als Trainingsset oder Trainingsdaten versteht man Daten mit den zugehörigen Lösungen. Beispielsweise Klassifizierungen nach Spezies von Fischen anhand von Länge, Breite und Gewicht des Fisches.

[2] Als Testset oder Testdaten versteht man Daten ohne den zugehörigen Lösungen. Etwa nur die Länge, Breite und Gewicht eines Fisches ohne die Spezies. Die Spezies soll das System dann erkennen.

[3] *https://openai.com/blog/musenet*

[4] *http://iizuka.cs.tsukuba.ac.jp/projects/colorization/en*

[5] *https://doi.org/10.1038/nature21056*

[6] *https://openai.com/blog/better-language-models/*

[7] Anmerkung: Das Video wurde im April 2018 veröffentlicht. Die Technologie wurde seither 1 1/2 Jahre weiterentwickelt. *https://www.youtube.com/watch?v=cQ54GDm1eL0*

[8] *https://www.wien.gv.at/verkehr/oeffentlich/selbstfahrender-bus.html*

[9] *https://www.welt.de/politik/deutschland/article167290600/Gesichtserkennung-die-naechste-Stufe-der-Ueberwachung.html*

[10] Auch wenn man nicht die echten Körper der Frauen sieht, wurde die App mittlerweile vom Entwicklerteam deaktiviert. *https://www.deepnude.com/*

Gottfried Gaisbauer war bis vor kurzem Mitarbeiter der Netzkulturinitiative servus.at und hat für das STWST-Projekt Unfinished Language einen bewusst unfertig gehaltenen Schreibbot aufgesetzt.

Das Medium verlässt die Sprache

Unfinished Language

Mit 200+ BPM in den Untergang

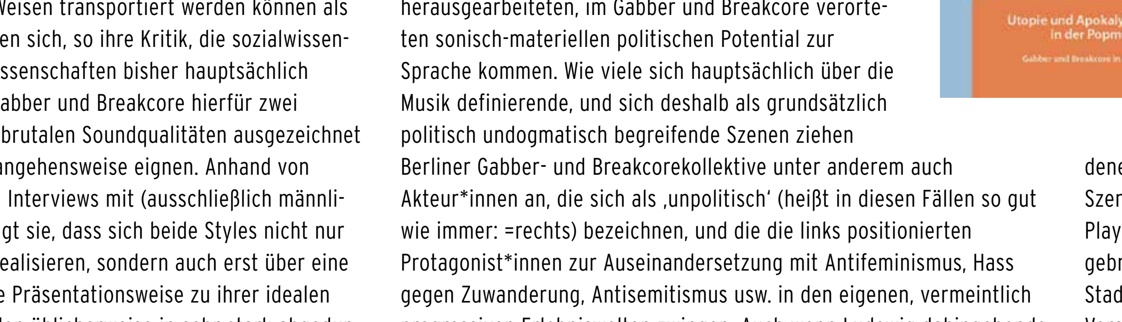
Kristina Pia Hofer über Bianca Ludewigs Studie *Utopie und Apokalypse in der Popmusik. Gabber und Breakcore in Berlin.*

Die Frage, ob und wie Popkultur subversiv sein kann, ist ein Dauerbrenner unter musikaffinen linken Sozial- und Geisteswissenschafter*innen. Ein klassisches Forschungsanliegen kreist um die Formierung von Szenen, die abseits von musikalischen Mainstreams operieren und dort potentiell mehrheitsgesellschaftskritische Werte ausbilden und verhandeln: wie grenzen sich sogenannte Subkulturen von etablierteren Strukturen ab, wie interagieren sie mit diesen, welche politischen Anliegen werden verfolgt, und mit welcher Wirkung tragen subkulturelle Akteur*innen ihre Agenden in einen breiteren gesellschaftlichen Diskurs? Traditionell fokussieren Arbeiten aus dem Cultural-Studies-Umfeld dabei auf das Soziale: gefragt wird weniger nach den musikalischen Qualitäten der im Subfeld zirkulierenden Produktionen, sondern nach der Bedeutung, die sich Akteur*innen im gemeinsamen Produzieren und Rezipieren von szeneüblicher Musik erschließen. Eher neu ist die Frage nach dem Wirken von Affekt und Materialität und nach der Rolle des Körperlichen in diesen Prozessen: wie kann die konkrete sonische Beschaffenheit der in einer bestimmten Szene bevorzugten musikalischen Genres - zum Beispiel die ihnen typischen Lautstärken, Tempi, Beats, Klangfarben - in den Akteur*innen Empfindungen auslösen, die mit den gemeinsam verfolgten Anliegen korrespondieren?



Schreiben, wie ein DJ auflegt: Bianca Ludewig

Die Kulturanthropologin und Musikjournalistin Bianca Ludewig stellt sich in ihrer kürzlich in der Schriftenreihe des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien erschienenen Masterarbeit der nicht unerheblichen Aufgabe, die klassische Frage nach dem politischen Veränderungswillen über die Analyse von sonischer Materialität aufzuknacken. Ihre Ausgangsthese ist, dass sich Szenen, die sich wesentlich über extremen Sound definieren, sich auch auf einer sehr unmittelbaren körperlich-viszeralen Ebene verwirklichen und vermitteln, und dadurch (politische) Inhalte auf andere Weisen transportiert werden können als über sprachliche Narrative (denen sich, so ihre Kritik, die sozialwissenschaftlich fokussierten Kulturwissenschaften bisher hauptsächlich widmeten). Ludewig wählt mit Gabber und Breakcore hierfür zwei Szenen, die sich aufgrund ihrer brutalen Soundqualitäten ausgezeichnet für eine sonisch-materielle Herangehensweise eignen. Anhand von Hörprotokollen, Feldnotizen und Interviews mit (ausschließlich männlichen*) DJs und Produzenten zeigt sie, dass sich beide Styles nicht nur über extreme Geschwindigkeit realisieren, sondern auch erst über eine das viszerale Erleben betonende Präsentationsweise zu ihrer idealen Entfaltung kommen: Parties finden üblicherweise in sehr stark abgedunkelten Räumen, unter hochfrequentem Einsatz von sehr kontrastreichen, stark auf das Nervensystem wirkenden Lichteffekten wie Stroboskop, und mit sehr laut über äußerst kraftvolle Verstärker und mächtige Boxen abgespielten Tracks statt. Diese Erlebniswelt beschreibt Ludewig als „apokalyptisch«: es handle sich um „Klänge, die wehtun« (55), welche die Hörenden und Tanzenden nicht trösten und beruhigen, sondern sie vielmehr an die Grenzen des körperlich Aushaltbaren und damit aus ihrer Komfortzone hinauspushen sollen. Das politische Potential, das die Autorin darin ausgedrückt sieht, ist eines der Erneuerung durch Zerstörung. Die extremen sonischen Signaturen von Gabber und Breakcore spiegeln den katastrophalen Zustand der bestehenden Welt, die menschliche Subjekte bedrückt und bedroht. Anstatt sich aber in reparative Utopien zu flüchten (wie etwa in den *rave hedonism* der Berliner Loveparade, der im Buch immer wieder als grundlegende Abgrenzungsfolie für die beforschten härteren Technoszenen dient), richten Gabber und Breakcore Blicke, Ohren und den gesamten empfindenden Körper auf eine sensorische Brutalität, die der in der bestehenden Welt herrschenden gleicht. In der Hingabe an die Brutalität und der Suche nach immer weiteren Grenzüberschreitungen drückt sich für Ludewig eine akzelerationistische Grundstimmung der Szeneakteur*innen aus: der Untergang der aktuellen, vom Kapitalismus ohnehin beinahe schon vollständig verwüsteten Welt soll unterstützt und beschleunigt werden, damit aus den Trümmern etwas Neues entstehen kann. In der letzten beiden Kapiteln ihres Buches - die den ethnografischen und meines Erachtens nach gelungensten Teil der Arbeit ausmachen - widmet sich die Autorin der Umsetzung dieser Grundstimmung in Momenten des praktischen Protests, und analysiert die Beteiligung von Gabber- und Breakcore-Kollektiven an aktivistischen Initiativen gegen die während der 2010er Jahre rasend voranschreitende Gentrifizierung der Stadt, vor allem anhand der Fuckparade, einer seit 1997 jährlich abgehaltenen Demonstration gegen die Kommerzialisierung von Musik- und Kulturarbeit. Es gehört zu den besonderen Stärken der Arbeit, dass an dieser Stelle auch die Widersprüchlichkeiten des zuvor mit viel Engagement herausgearbeiteten, im Gabber und Breakcore verorteten sonisch-materiellen politischen Potential zur Sprache kommen. Wie viele sich hauptsächlich über die Musik definierende, und sich deshalb als grundsätzlich politisch undogmatisch begreifende Szenen ziehen Berliner Gabber- und Breakcorekollektive unter anderem auch Akteur*innen an, die sich als ‚unpolitisch‘ (heißt in diesen Fällen so gut wie immer: =rechts) bezeichnen, und die die links positionierten Protagonist*innen zur Auseinandersetzung mit Antifeminismus, Hass gegen Zuwanderung, Antisemitismus usw. in den eigenen, vermeintlich progressiven Erlebniswelten zwingen. Auch wenn Ludewig dahingehende Szenekonflikte eher beschreibt als analysiert, wird doch deutlich, dass auch Gabber und Breakcore das Los vieler Szenen teilt, deren Hauptanliegen die ästhetische Transgression ist: Tabubruch und Grenzüberschreitung um ihrer selbst willen öffnen Tür und Tor für Euro-Macker-Selbstverwirklichung, wenn sie komplett inhaltsoffen und nicht von einer Reflexion der eigenen spezifischen Verortung innerhalb der Mehrheitsgesellschaft (und den damit einhergehenden Privilegien) begleitet sind.



Dass die Arbeit stellenweise überladen wirkt, ist zwei besonderen Umständen geschuldet. Zum einen ist es ein kollaterales Produkt der enormen Stemmarbeit, die Ludewig mit ihrer Masterarbeit leistet: da es sich bei Gabber und Breakcore um akademisch unterbeforschte Gebiete handelt, macht sie es sich im ersten Teil des Buches zur Aufgabe, einen möglichst umfangreichen Überblick über beide Szenen in ganz Europa zu liefern. Dass die titelgebende Frage nach „Utopie und Apokalypse in der Popmusik« dabei streckenweise ins Hintertreffen gerät, ist nachvollziehbar. Zum zweiten ergibt sich der Eindruck aus der eigenwilligen Methode der Autorin, „zu schreiben, wie ein DJ auflegt« (10): eine Fülle von Theorien zum Sonischen, zum Utopisch/Apokalyptischen, zum Politischen, zum Verhältnis von hörendem Subjekt und Technologie werden nacheinander eingespielt und teilweise ineinander gemixt, aber letztlich nicht zu einem der Arbeit eigenen Instrumentarium zusammengesetzt. Dabei bleibt manchmal unklar, wie Ludewig die von ihr versammelten theoretischen Konzepte genau auf ihren Forschungsgegenstand bezieht. Diese Vorgehensweise hat zum einen den von der Autorin beabsichtigten Effekt, dass ich als Lesende der Einladung folgen muss, „auch selber Gedanken [zu] entwickeln« (10). Als stark durch akademische Konventionen konditionierte Leserin drängt sich mir zum anderen allerdings auch der Wunsch auf, Ludewigs Gedanken deutlicher ausformuliert zu sehen, vor allem in Bezug auf Fragen, die im unkommentierten Mix problematisch erscheinen können. Gerne hätte ich zum Beispiel mehr darüber erfahren, wie die in der Arbeit zentralen Begriffe des *Black Atlantic* (Gilroy) und der *Sonic Fiction* (Eshun), die sich wesentlich aus der Kritik an Weißer Supremacy und kolonialer Aneignung speisen, in Korrespondenz mit europäischen Musikszenen verwendet werden können, die sich (meinem Eindruck nach) nicht immer bewusst mit ihrer Verflochtenheit mit Rassismen und kolonialen Machtstrukturen auseinandersetzen. Auch die Frage nach den Geschlechterverhältnissen in Verschränkung mit dem politischen Potential der ästhetischen Formen Gabber/Breakcore hätte mich - die sich lang und mit im Nachhinein eher unbefriedigenden Ergebnissen an einem ähnlich problematischen, männlich* dominierten und über ästhetische ‚Transgression‘ definierten Feld, dem Exploitationfilm, die akademischen Zähne ausgebissen hat - sehr interessiert.

Zum Ende aber die unbedingte Leseempfehlung: *Utopie und Apokalypse* ist eine extrem erhellende, methodologisch innovative Studie über musikalische Subszenen, denen bislang kaum akademische Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Für Szene-Zaungäste wie mich besonders attraktiv: die Genretabellen und Playlist am Ende des Bandes, die nun endlich Licht in die Verwirrung gebracht hat, die sich vor 20 Jahren in mir als jugendliche Stadtwerkstatt-Besucherin von aufkeimenden Hardcore-Techno-Veranstaltungen ob der Verästelung der angebotenen DJ-Styles breitgemacht und festgesetzt hat. Und das ist von Bedeutung.

Weiterlesen:
Bianca Ludewig: *Utopie und Apokalypse in der Popmusik. Gabber und Breakcore in Berlin*. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie 2018

Kristina Pia Hofer ist Punkmusikerin, Medientheoretikerin und Lektorin an der Abteilung für Kulturwissenschaften an der Universität für angewandte Kunst Wien.

Pimmel Porn Protest

Post-Porn-Film, Talks, Fest und die Politisierung des Pornos Ende November in der STWST: Die beiden Kuratorinnen *Sarah Held* und *Sylvia Sadzinski* geben eine Vorschau.

Wir werden von acht Augenpaaren angestarrt. Frauen? Männer? Viel zu schnell sind die Schnitte. Es spielt keine Rolle. Plötzlich erscheint eine Vulva, von der aus die Kamera beginnt, den ganzen Körper abzufahren. Danach ein Strap-On, dem ein Blowjob gegeben wird. Nackte Haut, penetrierende Dildos und penetrierte Körper, die zunehmend verschwimmen. Im Kurzfilm *Sex on the Beach* (ES 2003) des spanischen feministischen Kollektivs GirlsWhoLikePorn lassen sich Begehrensformen nicht mehr eindeutig klassifizieren. Lange wurden Feminismus und Pornografie ausschließlich als Widerspruch verstanden. Herrschte zu Beginn der zweiten Frauenbewegung in den 1960er Jahren noch eine generelle Ablehnung gegenüber jeglicher Form von Pornografie, riefen Feministinnen, die sich als sexpositiv bezeichneten, daraufhin zur Befreiung und Selbstermächtigung mit Hilfe von Pornografie auf. Seit den späten 1990ern greifen (queer-)feministische Aktivist*innen, Kunstschaffende und Forschende das Genre auf, thematisieren den soziokulturellen Einfluss sowie die Produktionsmechanismen der Multimillionen-Dollar-Branche. Nach eigenen Maximen deuten sie Pornografie um, produzieren Porno und eignen sich das Genre an. Sie behandeln nicht mehr die Frage, ob Pornografie Machtverhältnisse schafft bzw. stützt, sondern analysieren, wie Pornografie, Geschlecht, Körper und Macht zusammenhängen und durch welche Mittel und Techniken sie einander stützen. Unter der Bezeichnung Post Porn setzen sich Filmschaffende nicht nur mit der Rolle der Frau innerhalb des Pornos auseinander, sondern mit dem performativen Charakter von Weiblichkeit und Männlichkeit und versuchen diese von den jeweiligen Geschlechtskörpern zu lösen.[1] So entstanden und entstehen Nischen, die Raum bieten für eine Widerstandspraxis und Auflehnung gegen tradierte Lesarten von binär konstruierten Geschlechtern, Sexualität(en) und heteronormativen Rollenmodellen. Seit 2016 haben wir uns mit der nomadischen Film- und Diskursreihe Pimmel Porn Protest zur Aufgabe gemacht, diese Nischen aufzuzeigen. Mit einer Auswahl an feinen Filmen und haarscharfen Analysetools im Koffer, reisen wir in Österreich und international umher. Unser Ziel ist es, deutlich zu machen, dass Pornografie mehr sein kann, als reine Masturbationsvorlage: eine Form der Politik, der Kritik und des Protests. Als aktivistische und subkulturelle Praxis und als künstlerische Strategie kann Porno jenseits des Mainstreams gesellschaftliche Normen rund um Sexualität und Körper infrage stellen. Bei *Pimmel Porn Protest* präsentieren wir daher Filme, die sich fernab der klassischen Triade von plattem Aufriss, wilden Penetrations-Close-Ups und Cumshot[2] positionieren. Filme, die eine Vielfalt an Körpern und Sexpraktiken aufzeigen, dabei nie menschen- bzw. frauenverachtend sind, sondern für alle Beteiligten lustvoll. Filme, die Geschlechterstereotype und traditionelle Vorstellungen von Sexualität reflektieren und damit brechen. Filme, die sich zwischen Low und High-Fi bewegen, mal Hochglanz-Ästhetik aufweisen oder doch eher DIY anmuten und die man generell den Genres Feminist Porn, Post Porn, Queer Porn oder Ethical Porn zuordnen kann. Häufig steht ebenfalls eine konkrete Fragestellung im Fokus des Abends: Wie kann queer-feministischer Porno zu einer selbstermächtigenden Praxis werden? Wie können durch alternative Pornografie kapitalistische Verwertungslogiken durchque(e)rt werden? Wie wird Männlichkeit im Queer Porn inszeniert? Inwieweit kann Porno Teil einer antirassistischen Praxis sein? Zunächst gibt es daher immer eine kleine thematische Einführung, auf die dann ein Lang- oder mehrere Kurzfilme folgen. Nach der gemeinsamen Sichtung der Filme begeben wir uns auf eine semiotische Fährtensuche. Dabei steht das kritische Lesen der Narration von Sexualität, Geschlechtlichkeit und Begehren durch Pornografie im Vordergrund; gleichzeitig wird der emanzipatorische Charakter von Pornografie erörtert. Hierbei verstehen wir uns als Pornokritikerinnen, die in Form eines literarischen Duetts das Gezeigte diskutieren und analysieren. Porno wird zu einer Art Text, den es zu lesen und zu verstehen gilt. Pornografie ist für uns ein Kulturphänomen, das nicht dazu bestimmt ist, in der Schmuddelecke vor sich hinzuvegetieren. Mit *Pimmel Porn Protest* sollen daher alternative Formen von Pornografie einem breiteren Publikum präsentiert, aber auch eine generelle Auseinandersetzung mit dem Medium enttabuisiert werden. Wir möchten aufzeigen, wie vielseitig der künstlerisch-alternative Umgang mit dem Genre Pornografie sein kann und auf eine selbstbestimmte und gleichzeitig spielerische Auseinandersetzung mit Sexualität und ihrer filmischen Visualisierung Lust machen. Das führt dazu, dass nicht selten Besucher*innen im Anschluss an die Veranstaltung an uns herantreten, um uns mitzuteilen, dass sie gerade ihren ersten Pornofilm überhaupt geschaut haben - oder das erste Mal einen von Anfang bis Ende. Das gemeinsame Sichten von expliziten Filmen - wie es auch auf Pornfilmfestivals z.B. in Berlin und in Wien stattfindet - empfinden wir dabei bereits als emanzipatorischen Akt selbst – etwa gegen Scham und Stigmata.



Boris Gay

In Linz wollen wir unsere Film- und Diskursreihe erstmalig erweitern und laden zum Fest für die Neugierigen, die Liebhaber*innen von Pornografie, für Kunstaffine und diejenigen, die die Unterscheidung zwischen den beiden Genres ablehnen. Mit *Pimmel Porn Protest* soll ein Dialog zwischen Kunst, Pornografie und queer-feministischer Politik ermöglicht werden und ein affektiver, sex-positiver Raum für kollektive Reflexion, Erforschung und Kritik entstehen.

Die Traurigen Mädchen aus den Bergen (D 2019, R: Candy Flip & Theo Meow, 82 Min.)

Den Auftakt bildet am Freitagabend zunächst unsere performative Präsentation mit Filmscreening, mit anschließender Diskussion und Drinks. Einleitend widmet sich dieser Abend der Frage, was alles als feministischer bzw. Post Porn verstanden werden kann. Am Samstag wird sich das Berliner Filmkollektiv Meow Meow in einem Vortrag der Ethik und Ökonomie des Porno-Machens und Porno-Schauens widmen. Was genau macht einen »ethischen« Pornofilm aus und welche Rolle nehmen dabei Produzent*innen und Konsument*innen ein? Die Pornomacher*innen setzen sich kritisch und selbst-reflektiert mit dem Begriff des Ethical Porn auseinander, geben einen Einblick in ihre Praxis und erläutern, weshalb der Anspruch nach Authentizität innerhalb der Pornografie als illusorisch verstanden werden kann.
Im Anschluss freuen wir uns, ihren Film »Die Traurigen Mädchen aus den Bergen« (D 2019, 82 Min.) als Österreichpremiere präsentieren zu dürfen. Das Langfilmdebüt von Candy Flip und Theo Meow ist eine Fake-Doku über Porno, Depression und die Unentrinnbarkeit des männlichen Blicks. Im Zentrum steht ein Clan von vier jungen Mädchen, die sich in eine Hütte im fernen Bergland zurückgezogen und der Welt den Rücken zugewandt haben. Sie zelebrieren ihre eigene Traurigkeit als Akt des Widerstands gegen das Patriarchat und finanzieren ihr abgeschiedenes Dasein über selbstgemachte Pornos, die sie im Internet verkaufen. Als der Gonzo-Reporter Hendrik Adams in der Berghütte aufschlägt, um eine Doku über die vier Mädchen zu drehen, gerät ihre feministische Mikro-Utopie aus den Fugen. Das Budget von 15.000 Euro für den Film stemmten Candy Flip und Theo Meow in Realität wie die traurigen Mädchen aus den Bergen durch den Verkauf selbstgemachter Videos online und durch gemeinsame Escort-Dates sowie Drehs für diverse Mainstream-Pornofirmen - DIY at its finest.
Ein internationales Kurzfilmprogramm am Abend mit Filmen aus Latein- und Nordamerika und Europa soll die Bandbreite von feministischer Pornografie und aktuelle Tendenzen aufzeigen.
Drag King Boris Gay aus Glasgow wird daraufhin Drag nach Linz bringen. Als Teil von DragOpticon, einer der bekanntesten Drag Abende Schottlands, wird er verführerisch und unapologetisch zugleich die Brüchigkeit und Konstruiertheit traditioneller Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit aufzeigen und herausfordern.
Bei der Abschlussparty wollen wir uns und einander zelebrieren; die Fabelhaften und die Ungeheuerlichen, die Wilden, die Schüchternen und die Neugierigen, die Lauten und die Leisen, die Feministischen und die Queeren. Im aktuellen politischen Klima wird die Stadtwerkstatt für zwei Tage zu einem Ort, an dem wir unser queer-hedonistisches Utopia kreieren und feministische Lust feiern – Cum!

---

[1] vgl. Stüttgen, Tim, 2009. *Before Orgasm. Fifteen Fragment on a Cartography of Post/Pornographic Politics.* In T. Stüttgen, (Hg.) *Post/Porn/Politics. Queer_Feminist Perspectives on the Politics of Porn Performance and Sex_Work as Culture Production.* Berlin, S. 8.

[2] Als Cumshot oder Moneyshot bezeichnet man Filmszenen, die den Samenerguss des Mannes festhalten.

Sarah Held arbeitet als externe Lektorin an der Kunstuniversität Linz und als Senior Artist an der Akademie der Bildenden Künste Wien. Dort und an der Uni Frankfurt/Main hat sie über textile Interventionskunst zum Sichtbarmachen von sexualisierter Gewalt promoviert. Zur thematischen Entspannung beschäftigt sie sich gern akademisch und aktivistisch mit pornografischem Material. Neben Academia ist sie als Kunst- und Kulturschaffende tätig.

Sylvia Sadzinski kuratiert, forscht und lehrt zu (queer-)feministischen Themen, Methoden und Fragestellungen bezüglich Körpern, Affekten, Sexualitäten und visuellen Widerstandspraxen. Sie war als Universitätsassistentin am Institut für Frauen- und Geschlechterforschung der JKU Linz tätig, unterrichtet seit 2015 an verschiedenen Universitäten und ist aktuell Volontärin im Bereich Bildende Kunst im Kunstraum Kreuzberg/Bethanien in Berlin und Kuratorin der dortigen kommunalen Galerie im Turm.



Das Problem in dem System, ja? … iiist das System, ja!?

Jeder ist eine Schmetterlingin – *Christian Höller* über das erfolgreich entgleiste neue Album der Hamburger Goa-Trash-Gruppe Hgich.T

Die Therapie dürfte gewirkt haben, die Verwandlung in einen Schmetterling geglückt sein. Nein, falsch: Die angepeilte Selbstheilung mittels »Radio Krishna«, die HGich.T auf ihrer 2017er-Platte *Therapie wirkt* wortreich angekündigt haben, ist – wie könnte es bei der Hamburger Goa-Trash-Gruppe anders sein? – schwer auf Abwege geraten, um nicht zusagen erfolgreich entgleist. Deshalb ist ihre neue Platte auch mit *Jeder ist eine Schmetterlingin* betitelt, wobei das Augenzwinkern, oder besser gesagt: das Pharmazie-induzierte Augenflackern gleich in mehrere Richtungen geht, Gendering-Verarsche mitinbegriffen.

Jedenfalls nimmt sich der Titel der neuen LP, ihrer fünften seit 2010 und gleichsam das Zehnjahresjubiläum seit dem EP-Debüt *Hallo Mama* (2009) zelebrierend, ebenso kosmisch-inklusiv wie (Therapie wirkt eben!) chemisch-weichgeklopft aus. Nach den schroff-renitenten Wordings ihrer ersten Plattentitel – *Mein Hobby: Arschloch, Lecko Grande* und *Megabobo* – ist nun die Hinwendung zum wohlig-einschließlichen »We are all one« angesagt. Oder, weil man den alten Hippie-Slogan nicht einfach so reproduzieren kann, zur zeitgemäßeren Variante »Jeder ist eine Schmetterlingin«. Dabei verweist allein schon der grammatikalische Hänger (›jeder … -lingin‹) auf die charakteristische Widerborstigkeit, mit der HGich.T ihrem Treiben self-fulfilling-mäßig den Boden unter den Füßen wegziehen. Um den Schwindel und die Haltlosigkeit, die sich bei solchen Grabungen unweigerlich einstellen, genussvoll auszukosten und sich nicht in ein abgesichertes Außen zurückzuziehen. Wenn schon tief, dann wirklich tief – sprich sich selber dabei nach unten ziehen. Kein zynisch-mitleidiges »Ihr armen, verwirrten Doofies, was haben wir euch da wieder für abgefahrene Unterschichtsfantasmen aufgetischt!«.



Dass derlei Fantasmen und ihr unbarmherziges, exzessbereites Durchkauen nach wie vor die Hauptbeschäftigung der Gruppe bilden, stellt auch die neue Platte unter Beweis. Der Weg aus der Verpuppung, sprich handelsüblich gewordenen Selbsthilfe- und Selbsterfahrungstechniken, die in Zeiten spiritueller Verunsicherung fröhliche Urstände feiern, ist hier zumindest oberflächlich Thema, wobei auch, wie anders zu erwarten, Krishna-, Yoga- und Bhagwan-Gespinst die HGich.T-typische Behandlung erfahren. So ergeht sich der sein unverwechselbares Drogen- bzw. Hangover-Sprech praktizierende Sänger, der sich seit einiger Zeit Vhagvan Svami (früher Anna-Maria Kaiser) nennt, im Stück »Engelsdusche« in erdigem Yogi-Trashing: »Heut' is Montag, Män, heut' ist Dienstag, Män – kannste mir Geld schenken?«. Die Botschaft von »Radio Krishna« mag angekommen sein, allein der Effekt – raus aus der alten Schale und rein in das neue Schmetterlingskostüm – will sich allein aus ökonomischen Gründen nicht so richtig einstellen. Und so lässt einen die »Engelsdusche«, wie so oft bei HGich.T nach allerlei pharmazeutischen, sexuellen oder schlichtweg infantilen Auswüchsen, im harten Regen des Realen stehen – wobei erneut der Boden unter den dreckigen Füßen langsam, dafür aber umso sicherer weggespült wird.



Dieses Bodenwegspülen und Untergraben, man könnte auch Selbsterosion dazu sagen, zieht sich von Anfang an durch das Werk von HGich.T, und das auf vielerlei Ebenen. Abgesehen von ihren manischen Konzerten, die eine eigene Erörterung wert wären, betrifft dies die in großer Stückzahl produzierten Musikclips, die man geradezu als eigenes, unverwechselbares Genre bezeichnen könnte. Seit dem Klassiker »Tutenchamun« (YouTube-Clickzahl mit Stand 20. August 2019: 3,186 Millionen) gehen sie darin mit immer wieder neukalibrierter – niemanden, vor allem auch sich selbst nicht schonender – Verve oder besser: Anti-Verve ans Werk. Hier wird der Do-it-yourself-Geist, den YouTube vor eineinhalb Jahrzehnten so richtig zu befeuern begonnen hat, beim Wort genommen bzw. auf eine Spitze getrieben, die den Stachel (wie in den aktuellen Clips »Uboot« oder »Demo der Dämonen«) tief ins eigene Fleisch stechen lässt.

Ebenso widerstrebig, zumindest was herkömmliche Dancebeat-Standards angeht, nehmen sich die Groove-Muster der absichtlich »löchrig« produzierten Tracks aus. Einer der dafür verantwortlichen Macher heißt nicht von ungefähr DJ Hundefriedhof – man könnte auch »Beat-Friedhof« dazu sagen, wenn man das wabrig, desolat oder sonstwie holpernd dahingrundelnde (selten wirklich groovende) Rhythmus-Gebräu als das nimmt, was es ist: wie ausrangiert wirkende oder mit schwerem Hangover am Morgen danach versuchsweise ausgelegte Goa- bzw. Gabber-Teppiche, die sich mehr in ihren eigenen Maschen verfangen als dass sie eine solide Piste für den neuerlichen Abflug bieten würden. Den klassischen Rave- und Trance-Grooves wird hier »deflationär« die Luft abgelassen, als hätte es sich längst schon ausgetanzt, zumindest den 1990er-Jahre-Mustern nach. Was jedoch nicht davor schützt – und hier schießt sich der HGich.T-Ansatz zielsicher ins eigene Knie –, genüsslich stampfende oder langsam dahinschlurfende Pseudo- bzw. Anti-Grooves zu schaffen. Anti-Rave-Hymnen höherer oder besser gesagt niedrigerer Ordnung finden sich im Oeuvre der Gruppe zuhauf, so auch auf Jeder ist eine Schmetterlingin. In »Uboot« etwa wird der Impuls des selbstvergessenen Tanzen-um-des-Tanzens-willen auf die schnöde Off-On-Formel »null-eins, null-null-eins« heruntergekocht. Diese gibt den verbalen Takt vor bzw. signalisiert das Hängengeblieben-Sein in einem vertrackten Fort-Da, während im Hintergrund ein blutleer vor sich hinköchelnder Goa-Bass mehr wimmert als wummert. Die missliche Lage des kaputten Dancefloor-Opfers kostet auch »Kinder der Raver« genüsslich aus, ja zerkaut und zermanscht diese mit trübem Fantasy-Esprit: sowohl auf Textebene, wo eine dadaeske Lautgedicht-Kette (Raver – Vader – Razor – Invader) in Gang gesetzt wird, als auch klanglich mittels cheaper Staccato-Beat-Effekte, die sich sukzessive in sich selbst verheddern. »dj18« schließlich suhlt sich in der Geschichte eines in Amsterdam gestrandeten Technojüngers, der mental im Eck seine Hippie-Mama am Telefon um Hilfe anfleht, während sich atmosphärisch der üble Drogen-Runterkomm-Horror, den er sich da eingehandelt hat, bis in die letzte Pore ausbreitet.

Von »Unterschichten-Mimikry« und »rätselhafter Überidentifikation« war im Zusammenhang mit HGich.T immer wieder die Rede, einem »Pathos der Nähe« (Aram Lintzel), das sie gekonnt auf verschiedene Jugendkulturtypen – Unterschichtszugehörigkeit hin oder her – umlegen. Ob Schlauberger-Nerd, Hacker-Whizzkid oder Herr-der-Ringe-Fan, sie alle (und noch mehr) erfahren auf *Jeder ist eine Schmetterlingin* die Band-typische Distanzlos-Behandlung, die so nahe am betreffenden Subjekt dran bzw. in ihm drin ist, dass dies nicht einfach auf Spott und Herablassung hinausläuft. Oder besser gesagt auch diese naheliegenden und leicht zu habenden Haltungen selbst wieder unterspült werden – schließlich hieß es schon auf der ersten Platte 2010 durchaus programmatisch: »Verarschen kann ich mich selbst«. Wenn im Stück »Aragon« von der neuen Platte die Herr-der-Ringe-Filmtrilogie einer hausgemachten Kritik aus Kinderzimmer-Sicht unterzogen wird, so sind die Lacher mehr auf Seiten des sich überidentifizierenden Teenies als dass dieser der erwartbaren Lächerlichmachung preisgegeben würde. Oder sich das Lächerliche gleichermaßen über Subjekt und Objekt zu verteilen beginnt, die einander in einem gemeinsamen Strudel nach unten ziehen.

Nicht viel anders ist es bei den Stücken, in denen Staats- oder Ordnungsorgane ins Visier genommen werden. »Bullenwache nachts um drei, alle trinken Kaffee-ee«, mäandert es mit lakonisch-debilem Helge-Schneider-Anklang im Song »Bullenwache« dahin. Dazu ackert und gackert und eiert es im Begleit-Track, dass sich unweigerlich die Frage stellt: Wer ist hier eigentlich mehr gestört – die im Lied besungenen Polizisten oder diejenigen, die das gerade zum Besten geben (ohne ersichtlichen Spaß daran zu haben)? Oder vielleicht sind es gar die HörerInnen, die glauben, hier würde vorschnell etwas durch den Kakao gezogen? »S-bahn« ist noch eine Spur abgefahrener: Die Sichtweise eines Fahrscheinkontrolleurs wird darin mit begnadetem Doofgesang-Timbre dargebracht, inklusive aller Hänger und kleiner Ausraster, die dies impliziert. Zugleich latscht der Groove unbeirrt, ja durchaus einnehmend und tanzbar seines Weges – und lullt die HörerInnen ein in ein distanzloses Inneres, dessen Gewirr das ganze System in sich selber kollabieren lässt. Solcherart bricht sich einmal mehr der spezifische Ansatz von HGich.T Bahn: ein Prinzip, egal ob damit Techno, Drogen oder Unterschichtsfantasmen gemeint sind, soweit auszureizen, dass es in sich abzubröckeln, ja sich selber zu verschlingen beginnt. Wobei genau das, was dabei absorbiert wird, seine eigentliche Strahlkraft ausmacht.

Christian Höller ist Redakteur und Mitherausgeber der Zeitschrift springerin – Hefte für Gegenwartskunst.

Zu Tode geschwiegen

Überforderung des Systems, Freiheitseinschränkung und mangelnde Perspektiven. Über den Umgang der Gesellschaft mit Drogensucht am Beispiel Wels schreibt *Marina Wetzlmaier*.

September 2018 in Wels. Eine lokale Online-Zeitung berichtet von einem »unklaren Todesfall«. Eine »jüngere Person« sei leblos in ihrer Wohnung aufgefunden worden, die Polizei schließe Fremdverschulden aus, heißt es. Der Jugendliche war gerade einmal 17 Jahre alt. Ein Todesfall, über den sonst nirgendwo berichtet wurde. Ein Fall, der keine weiteren Debatten nach sich zog. Der Tod des 17-Jährigen ist nicht der einzige, über den in


Bilder: Thomas Rammerstorfer

Perspektivenlosigkeit: Hohe Wohnblocks, ohne Freizeitangebot oder Stadtviertelarbeit.

Wels öffentlich geschwiegen wird. Lediglich Menschen aus der »Szene« tauschen sich darüber aus. Für sie ist klar, dass er an den Folgen seines Drogenkonsums gestorben ist. Alleine 2018 hätte es mindestens 13 Drogentote gegeben, verlautet es aus informellen Kreisen. Offiziell geht die Stadt Wels aber von 2 bis 5 Todesfällen pro Jahr aus. Genaue, verlässliche Zahlen gibt es nicht.

Auskunft über sogenannte drogenbezogene Todesfälle in Österreich und in den Bundesländern gibt der jährliche »Bericht zur Drogensituation in Österreich«, der im Auftrag der Europäischen Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht (EBDD) und des Sozialministeriums erstellt wird. Laut dem aktuellen Bericht, der sich auf das Jahr 2017 bezieht, wurden österreichweit 154 drogenbezogene Todesfälle gemeldet. Zum Vergleich die Zahlen der vergangenen Jahre: 2016 waren es 165, 2015: 153, 2014: 122 und im Jahr 2008: 201. Die meisten Fälle gab es in Wien (64), danach kommt Oberösterreich (19). Die festgestellten Substanzen, die am häufigsten zugrunde lagen, waren Opioide und Psychopharmaka.

Persönliche Schicksale werden so in trockene Statistiken gegossen. Drogenbezogene Todesursachen seien ein wichtiger Indikator zur Beurteilung der Situation in Österreich, heißt es im Drogenbericht. Im FPÖ-regierten Wels wird das Thema jedoch gekonnt ignoriert. Um eine Einschätzung der Drogenproblematik in Wels gebeten, verweisen die zuständigen Referentinnen (Christa Raggl-Mühlberger von der FPÖ, zuständig für Soziales, und Silvia Huber von der SPÖ für Gesundheit) lediglich auf die Drogenberichte des Landes OÖ. Die Frage, wie zufrieden sie mit der derzeitigen Drogenpolitik in Wels seien, beantworten sie gar nicht. »Die Politik fürchte sich vor dem Thema«, schrieb Lukas Matzinger einst in einer FALTER-Reportage über die Drogensituation in Wels. »Keine Partei möchte mit dem Thema Drogen in Verbindung gebracht werden.« Zwar stammt die Reportage aus dem Jahr 2015, an der Aussage hat sich allerdings nichts geändert. Entstanden war sie im Vorfeld der Bürgermeister-Wahl und gab bereits einen Ausblick darauf, welche Richtung in der Drogenpolitik eingeschlagen werden sollte: »Wenn wir gewinnen, stellen wir überall Überwachungskameras auf«, wird ein FPÖ-Mitglied zitiert. Für die einen Wunsch, für die anderen Drohung. Jedenfalls wurde der Plan umgesetzt. Ein Blick auf die Presseaussendungen, welche die Stadt Wels seit der blauen Regierungsübernahme ausgeschickt hat, veranschaulicht ihren Zugang zum Thema: »Videoüberwachung bewährt sich, aber starker Anstieg bei Drogendelikten«, so der Titel einer Aussendung, in der Sicherheitsreferent Gerhard Kroiß (FPÖ) eine »Drogen-Task-Force beim Stadtpolizeikommando« fordert. Auch andere Meldungen drehen sich um Drogenhandel, gefolgt von weiteren Forderungen nach spezialisierten Einsatztruppen. Als im März 2018 Fälle von Cannabiskonsum in einem SPÖ-nahen Jugendtreff aufflogen, rief die FPÖ nach der »vollen Härte des Gesetzes«. Somit ist klar: Für die Stadt Wels gehört das Thema in den Bereich Sicherheit. Auch Medienberichte konzentrieren sich lediglich auf Kriminalität, Suchtgifthandel, Gewalttaten und Verkehrsunfälle unter Drogeneinfluss.



Überlagert von der Rhetorik über Videokameras, Strafen und Sicherheit geht der Tod eines Jugendlichen in seiner Wohnung in der öffentlichen Wahrnehmung unter. Er scheint nicht in die offizielle Erzählung der Stadt zu passen, jene von Schmugglern und Kriminalität, den »großen« Themen, die Presseaussendungen füllen. Dabei wird ein wichtiger Aspekt übersehen: Todesfälle wie jene können passieren, weil vieles im Privaten stattfindet. »Es gibt die sichtbare und die unsichtbare Drogensucht«, sagt Mike[1], etwa vierzig Jahre alt und seit zwanzig Jahren mit dem Drogenmilieu in Wels vertraut. »Ich kenne viele, die in die Schmerztherapie gewechselt sind und auf diese Weise Morphin konsumieren.« Auch die »Szene« in Wels habe sich mehr ins Private zurückgezogen. Vor allem seitdem im Jahr 2016 jenen Lokalen in der Innenstadt die Gewerbeberechtigung entzogen wurde, die als Drogenumschlagplätze bekannt waren. »Die offene Szene ist weg bzw. kleiner geworden, daher hat man das Gefühl, das Problem sei beseitigt«, kommentiert Mike die heutige Situation.

»Vieles hängt von der Einstellung, der Haltung in der Gesellschaft ab«, weiß Wolf Dorner, der die Drogenberatungsstelle Circle in Wels aufgebaut hat. Ebenso die Niederschwellige Kontakt- und Anlaufstelle / Drogenstreetwork, NIKADO. Dorners Arbeit begann in den siebziger Jahren mit der »Drogenwelle« in Wels. Seither habe sich in Oberösterreich viel getan. Es gebe mehr Behandlungsmöglichkeiten und Beratungsstellen, sagt er. Eines sei aber schon immer ein Problem gewesen: »Ich hatte von Anfang an damit zu kämpfen, die Diskussion auf eine sachliche Ebene zu bringen.« Man müsse das Spannungsfeld verstehen, in dem sich die betroffene Person bewege, zwischen ihrer körperlichen und psychischen Gesundheit und der sozialen Ebene, der Einstellung in der Gesellschaft, der Definition dessen, was legal und was illegal sei. Dem restriktiven Sicherheitswahn der Welser Stadtregierung kann er nichts abgewinnen. »Legalisierung (von weichen Mitteln) unter Kontrolle ist für mich der bessere Weg«, sagt er und nennt die Substitutionsbehandlung als Beispiel.

Hierbei erhalten Menschen mit Opiatabhängigkeit (Heroin) unter ärztlicher Kontrolle Ersatzstoffe verschrieben, vorwiegend das Medikament Substitol. Die Dosis wird so eingestellt, dass keine Entzugserscheinungen auftreten, was bleibt ist jedoch die Abhängigkeit. Die Substitutionsbehandlung wird in Österreich seit 1987 durchgeführt und gilt als Antwort auf häufige Misserfolge bei Entzugstherapien. »Erhaltungstherapie statt Abstinenz«, lautet das Ziel. Österreichweit gibt es laut Drogenbericht 35.000 bis 38.000 Opiatabhängige, etwas mehr als die Hälfte befindet sich in Substitutionsbehandlung, davon 2100 in Oberösterreich. Die meisten Personen, die Opioide konsumieren, tun dies in Kombination mit anderen illegalisierten Drogen, Alkohol oder Benzodiazepinen (Beruhigungsmittel). Eine Herausforderung auch für die Behandlung: »Die Patienten werden zunehmend schwieriger, weil sie mehrere Suchterkrankungen gleichzeitig haben«, berichtet Kurosch Yazdi. Er leitet die Psychiatrie mit Schwerpunkt Suchtmedizin im Keplerklinikum Linz. Dort befindet sich die größte Drogenambulanz in OÖ, 500 bis 1000 Patienten werden pro Jahr behandelt, insgesamt finden etwa 4000 Kontakte statt. »Wir sind ein Massenbetrieb«, beschreibt Yazdi die Lage. Die Betreuung beschränkt sich daher nur auf das Notwendigste, d.h. die medizinische Abklärung. Zwar gibt es auch in der Ambulanz Sozialarbeiter/innen, für eine umfassende psychosoziale Unterstützung werden Patient/innen jedoch oft an Einrichtungen wie Pro Mente vermittelt.

Ziel der Substitutionsbehandlung ist es, die Menschen zu stabilisieren, ihnen den Druck zu nehmen, sich über den Schwarzmarkt zu versorgen. Es soll eine gewisse Lebensqualität möglich sein, ein Leben mit der Sucht, aber unter Kontrolle. Gerade substituierte Menschen bewegen sich damit in einem Unterstützungsnetz, wo sie einerseits Hilfe und Chancen finden, andererseits auch Stigmatisierung und Einschränkungen ihrer Freiheit erleben. Um in das Substitutionsprogramm aufgenommen zu werden, müssen sie einen Behandlungsvertrag unterschreiben und regelmäßig zur ärztlichen Kontrolle gehen. Die Hausärzt/innen stellen in der Regel ein Dauerrezept aus, das von der Amtsärztin/vom Amtsarzt vidiert werden muss. Die Einnahme des Medikaments erfolgt »unter Sicht« in der Apotheke, und das täglich. In einer Kleinstadt wie Wels ist es fast unmöglich, dabei anonym zu bleiben. »Die Apotheken befinden sich teilweise im eigenen Wohngebiet«, berichtet ein Sozialarbeiter aus Wels. »Manche wollen sich nicht die Blöße geben und steigen gar nicht erst ins Programm ein«, weiß Anna[2] aus der Szene. Sie hat selbst eine Drogenvergangenheit und noch einige Kontakte. »Bei manchen wird zu stark kontrolliert, Menschen, die etwa berufstätig sind oder verlässlich wären. Bei anderen zu wenig«, kritisiert sie. Man sei dem »good will« der behandelnden Stellen ausgesetzt, meint auch Mike. »Einige steigen wieder aus, um sich von der Abhängigkeit vom Staat zu lösen.«

In Wels befinden sich 270 Menschen im Substitutionsprogramm, aufgeteilt auf 13 verschreibende Ärzt/innen. »Es ist sehr schwierig, neue Ärzt/innen zu finden«, heißt es von der Stadt Wels. Ein österreichweites Problem. Grund ist eine Verordnung von 2007, laut der Ärzt/innen eine Weiterbildung benötigen, um Substitutionspatient/innen behandeln zu dürfen. Auch sind viele nicht bereit, sich diese Arbeit anzutun. »Ich kann freie Stellen nicht besetzen, weil sich niemand bewirbt«, klagt Yazdi über den Mangel an Psychiater/innen in seiner Abteilung. »Die wenigsten wollen mit Drogenpatient/innen arbeiten. Da gibt es leichtere Aufgabenbereiche.« Dem Ressourcen- und Ärztemangel sei es geschuldet, dass es auch Lücken im System gebe. Lücken, durch die Substitutionsmedikamente etwa ihren Weg auf den Schwarzmarkt finden. Vor allem das am meisten verschriebene Substitol, das der Originalsubstanz in seiner Wirkung am nächsten kommt, ist auf dem Schwarzmarkt sehr gefragt. Eine Lösung sieht Yazdi allerdings nicht in einer stärkeren Kontrolle, sondern in einer stärkeren Auseinandersetzung mit den Menschen, um sie auf längere Sicht auf mildere Medikamente umstellen zu können. Wo wir wieder beim Ressourcenproblem wären.

Auch diesem liegt eine gewisse (negative) Haltung zugrunde. »Das Drogenproblem wirft grundsätzliche Fragen auf. Es geht um den generellen Umgang der Gesellschaft mit Sucht«, sagt der Welser Sozialarbeiter. Der Umgang und die Einstellung zeigen sich bereits in der Präventionsarbeit. »Junge Leute haben in Wels keine Perspektive«, klagt Anna. Ein Problem, dem die Politik auf ihre Art begegnet: In Wels gibt es nun weniger Personal und Gelder für Streetwork und Sozialarbeit, gleichzeitig wurde mehr in die städtische »Ordnungswache« investiert.

Dieser Text wurde – auch – als Teil einer größeren Auseinandersetzung im Rahmen des STWST-Projektes »Die STWST als öffentlicher Raum« beauftragt. http://stoer.stwst.at

---

[1] Name wurde von der Autorin geändert
[2] Name wurde von der Autorin geändert

Marina Wetzlmaier ist freie Journalistin und lebt in Wels/OÖ.
wetzlmaier.wordpress.com

Many Platforms to Rule Themselves

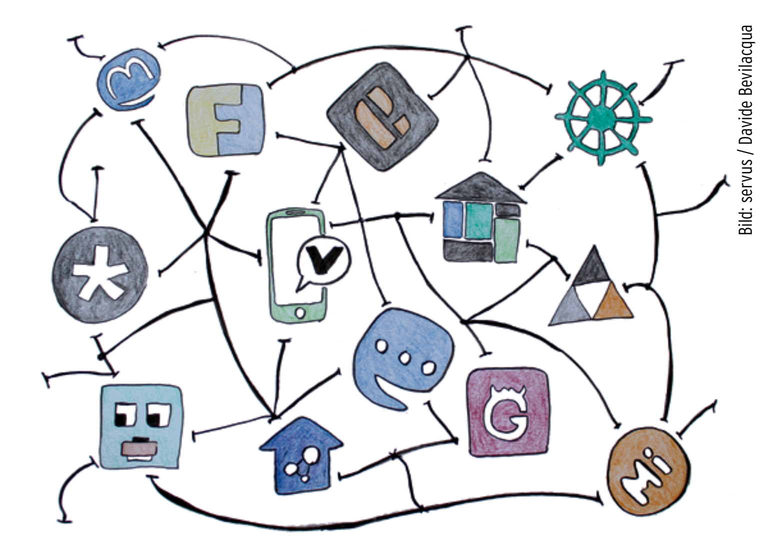
The new wave of emerging alternative social media platforms. By *Onur Olgaç* and *Davide Bevilacqua*.

One of the earliest attempts to build an alternative to mainstream corporate social networks was the diaspora* project.[1] Its alpha version was released in 2010 and around 2014 the project managed to attract enough attention that it seemed like it could manage to reach mainstream adoption – with some overenthusiastic folks even talking about diaspora* as the platform that would »kill Facebook«.[2]

In a nutshell: diaspora* is a decentralized social network with a strong focus on privacy and anonymity, and is technically based on open-source software and independent nodes. The platform is composed of a multitude of »pods«, instances of the social network that are localized on independent but intercommunicating servers. A user can register to a specific pod and communicate with other users that have signed up to that instance, but also with users from other pods. Moreover, diaspora* was planned to also work as an aggregator and integrate content from other existing (micro)blogging platforms like Twitter, Tumblr and Wordpress or include web feeds like RSS or Atom. This would potentially allow new users to smoothly migrate over to the platform by importing already generated content and bring in many more people.

Such networks are described as »federations«, systems where each community is allowed to use the software and customize it to fit the particular needs of their members. This customization can range from functional changes to different types of features within the network. This creates partially autonomous, self-moderated, communal spaces in which the communities develop their own codes of conduct. Moreover, the option of exchanging content with users from other instances is always there.

After a very successful Kickstarter Campaign in 2011 and despite the early adoption of various enthusiast users, diaspora* did not succeeded in fulfilling the high expectations it generated, mostly because »there was nobody there«.[3] In an interview in 2014, one of the main developers admitted »No matter how many people joined, it still felt like a 'ghost town' compared with Facebook.«[4] But there were various other elements that contributed to the lack of popularity. As some early supporters reported: the platform was programmed on Ruby on Rails, a programming language not so easy to implement and customize on a Linux server. Furthermore, the planned integration(s) with other services did not appear to work as smoothly as promised and, even further, some aspects of the user interface & experience design alongside the programming were buggy and could not be solved in a reasonable time by the developers.[5]



Fediverse

Together with these and probably many other reasons, the magic »network effect«, the special ingredient behind the success of Facebook and Twitter, was not there. Therefore, many of diaspora*'s users, disillusioned, either moved to the next promising non-corporate project or back to the unsatisfying world of data-capitalizing platforms where – »at least« – they could reach a large number of readers with their content.[6]
At the moment diaspora* is still online, but it seems to not reach much out of its niche of aficionados.

Over the last couple of years, the scene witnessed an emergence of another wave of alternative, decentralized, social platforms. All of which were released and developed with ideas similar to the ones of diaspora*, such as the federated model, cross-platform communication and a strong focus on privacy.

In their cases, the obvious question is: are they going to make it? Or become »another diaspora*«?

As most of us already know, the FLOSS (Free/Libre and Open Source Software) community always works to build alternatives to the corporate web. *This time the situation might be different* (arguably this sentence can be used for any release of any FLOSS software, so I'll leave it in italic). Indeed, thanks to the infinite number of scandals involving corporate social media platforms,[7] *finally* more individuals seem to long for more ethical, private and sustainable social networking platforms. This created the perfect conjuncture for an explosion of projects such as Mastodon (*mastodon.social*), PeerTube (*joinpeertube.org*), PixelFed (*pixelfed.org*), or Plume (*joinplu.me*).

These are only a few of many platforms that comprise the freshly branded »Fediverse«[8], the universe of federated servers used for web publishing and file hosting. They are based on open-source protocols, like ActivityPub or OStatus, which are responsible for the interoperability between platforms. Each service is specialized in different media and various types of content such as video, sound, images or text; just like mainstream social media platforms: Facebook, Instagram, YouTube or Tumblr. Probably even »too much alike«, which could be the first critique meant towards what otherwise appears as a very coherent and structured movement for an open web.

Although we do not have enough space to cover it here, another critical issue related to this »new wave« is what can be described as a »naivety« in some FLOSS projects. If a specific software is open-source and non-corporate, it does not mean that it cannot be used for different intentions than the »openness« in which it was produced. We can use the alt-right platform Gab as an example, which in 2019 switched its software to a modified version of the open-source Mastodon.[9] Moreover, a delicate aspect of this is that these projects are often developed by a very small group of passionate programmers. And when you have multiple programmers working on the same code, the probability of including code-biases in the FLOSS scene is as high (if not higher than) as the corporate world.

But coming back to one of the big topics of the FLOSS community now, is how to balance the references between what we, the open-source programmers and their supporters, do and what *they*, »the big grey capitalist tech corporates«, do. In the open-source scene the topic is not a new one: why do we *always* have to *compare* our products with corporate ones and build them with similar features? Take the examples of GIMP being described as »the free version of Photoshop« or Scribus as »the open InDesign«, or Mastodon as »a better Twitter« and PixelFed as »the free Instagram«, and so on. Coming back to diaspora*'s story: rumors about the platforms »failure« started circulating once they realized diaspora* could not simply substitute Facebook overnight, which was an obviously impossible task to accomplish in the first place. In this case, the tendency of constantly comparing open-source with corporate products might have contributed both to its very quick initial expansion and its sudden decline.

So, probably it is the initial »enchantment« that has to be re-formulated in the closing sentences of this article and it will be in the form of an advertisement. Do you remember the first time you used Facebook and there were only a few people you knew there? Even though I was not an early adopter, I then felt that I was part of a tighter community, much more cohesive than what it became later, when *everyone* was there. At the moment, joining a new, independent instance on Mastodon also feels that way: only a few people, fewer notifications, a close group of people which share some common interests and a set of good conversations. Enjoy it while it lasts, just like the current and loyal diaspora* users do, because as soon as an independent platform becomes larger and goes mainstream, many problematic patterns from Silicon Valley have the potential to emerge again. (Finally, the moment for our commercial: you can try mastodon at *social.servus.at*!)

And as a proper conclusion, it is worth mentioning that the battle against the corporate world does not end here. Its attempt to move the foundation underneath them advances further, this time hopefully with the development of secure, open and cross-platform tools and protocols capable of pushing corporate software towards open standards.

This Text for servus was written by Onur Olgaç and Davide Bevilacqua. The contents of the article were developed also thanks to a series of conversations with Aileen Derieg.

---

[1] *https://diasporafoundation.org*
[2] *https://web.archive.org/web/20170123163332/motherboard.vice.com/blog/what-happened-to-the-facebook-killer-it-s-complicated*
[3] *https://publichistory.media/2016/02/21/distributed-social-networks-and-public-history/*
[4] *https://slate.com/technology/2014/10/ello-diaspora-and-the-anti-facebook-why-alternative-social-networks-cant-win.html*
[5] *https://phyks.me/2015/01/why-i-am-quitting-diaspora.html*
[6] *https://medium.com/@badrihippo/you-deletefacebook-what-next-ff247b7b2543*
[7] *https://dayssincelastfacebookscandal.com/*
[8] *https://fediverse.party/*
[9] *https://www.theverge.com/2019/7/12/20691957/mastodon-decentralized-social-network-gab-migration-fediverse-app-blocking*

Impressum versorgerin Nr. 0123 / September 2019 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, paul schuberth, franz xaver . cover-foto: christiane jessl . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: versorgerin@stwst.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**